

Neue Monatshefte
für
Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben

von

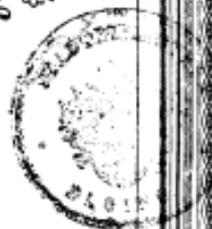
Oscar Blumenthal.

I. Band. 1875. Heft 1.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

221, Soufflotstraße 12.



I n h a l t.

	Seite
Neue Gebichte. Von Friedrich Bodenstedt	1
Störungen. Novelle von Ernst Wichert	7
Kaiser Kai.'s Heimgang. Ein Vorpiel zu der Tragödie „Don Juan d'Autria“ von Albert Lindner	42
Klänge des Schmerzes. Von Hieronymus Lorm	50
Ein Märchen vom Ganges. Von Karl Doermann	52
Ueber musikalische Texte. Von Ludwig Reité	57
Kritipessimistische Betrachtungen eines Pessimisten. Von Oscar Blumenthal	66
Kritische Rundblicke	75
Wilbrand's „Arria und Messalina“. Von Ferdinand Rührberger.	
Jordan's „Abelungen“. Von Fr. Kretzschmar.	
Fedor Lewé's „Neue Gebichte“. Von Wilhelm Buchholz.	
Schel und Neuler. Von Klaus Groth.	
Zur Kritik der Kritik.	
Miscellen.	
Aus unserer Briefmappe	91

Die „Neuen Monatshefte“ erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats
im Umfang von 5–6 Bogen Lex. eleg. gr.

6 Hefte bilden einen Band.

Preis pro Heft 1 Mark; pro Band 6 Mark; pro Jahrgang 12 Mark.

* Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Neue Monatshefte

für

Poetik und Kritik.

17

Herausgegeben

von

Oscar Blumenthal.

Erster Band.



Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

1875.



4362

010320



8°

Mitarbeiter des ersten Bandes.

- Ottobor Kufrechl. S. 214.
Eduard von Bauernfeld. S. 198, 303.
Heinrich Berlau. S. 118.
Friedrich Bodenstedt. S. 1, 296.
Wilhelm Buchholz. S. 84, 245, 251.
Marie Carrière. S. 110.
Ada Christen. S. 192, 437.
Felix Dahn. S. 165, 169.
Ludwig Dahn. S. 98.
Julius Färlf. S. 320.
Emanuel Heibel. S. 112, 349.
Wilhelm Hofmann. S. 139, 243.
Eduard Grisebach. S. 152.
Julius Grothe. S. 173.
Alfons Groß. S. 87, 378.
Richard Hamel. S. 214.
Robert Hamerling. S. 195.
Lans Hopfen. S. 135.
Gottfried Hofer. S. 429.
Wilhelm Jensen. S. 135, 319.
Kynes Kaiser-Sangerhanns. S. 214.
Gottfried Kinkel. S. 232.
Fr. Krenshg. S. 79.
Ferdinand Kärnberger. S. 75, 109, 237, 335.
Albert Lindner. S. 42, 104, 166, 264.
Bernhard Linnig. S. 137, 166.
Hieronymus Lorm. S. 50, 91, 201, 316, 409.
Karl Lundeck. S. 345.
Wilhelm Marx. S. 501.
Karl Meißner. S. 357.
C. Ferdinand Meyer. S. 318.
Stephan Milow. S. 134.
L. S. Rosenthal. S. 439.
Karl Isendi. S. 242, 409.
Ludwig Noire. S. 57, 144, 169.
Bertha von Oberkamp. S. 135.
A. Pröhl. S. 425.
Heinrich Roder. S. 397.
Theodor Renaud. S. 398.
Gottlieb Ritter. S. 252, 458.
Fischer-Rasch. S. 382.
Richard Schmidt-Gabanis. S. 167.
Karl Schwarz. S. 418.
O. S. Seemann. S. 214.
Karl Stieler. S. 406.
Theodor Storm. S. 134, 456.
Victor von Strauß. S. 253.
Karl Strodtmann. S. 216, 428.
Elise Viedemann. S. 456.
August Wibelohde. S. 109.
Theodor Valske. S. 214.
Oscar Welken. S. 397.
Gust Wichterl. S. 2, 103.
Karl Boermann. S. 52, 212, 424.

Inhalts-Verzeichniss.

Dramatisches.

	Seite
Albert Lindner: Kaiser Karls Heimgang. Ein Vorspiel zu der Tragödie „Don Juan d'Austria“	42
Hedwig Dohm: Vom Stamme der Aëra. Lustspiel in einem Akt	98
Hieronymus Lorm: Der Grenzschlüssel. Lustspiel in einem Aufzuge	201
Friedrich Bodenstedt: Kaiser Paul. Tragödie. (4. und 5. Akt)	296
Hauernfeld: Der Alte vom Berge. Schauspiel in einem Akt	303
Murad Esenbi: Bogadil. Lustspiel in einem Akt	400
S. G. Rosenthal: Aus der französischen Revolution. (1. und 3. Aufzug des Trauerspiels „Lambertine von Mexicourt“)	479

Novellistisches.

Ernst Wichert: Störungen	7
Heinrich Vertau: Thermometerstudien	118
Ada Christen: Zu spät	192
Albert Lindner: Die Sphinx	261
Alfred Meißner: Ein Friedensflügel	351
Sacher-Masoch: Der neue Alexander	382
Ada Christen: Aus alten Tagen	433
Hieronymus Lorm: Die arme Gräfin	460

Episches.

Karl Boermann: Ein Märchen vom Ganges	52
Julius Große: Plaudereien aus schweren Tagen.	173
Klaus Groth: Captain Bött. Eine plattdeutsche Geschichte	378

Lyrisches.

Friedrich Bodenstedt: Neue Gedichte	1
Hieronymus Lorm: Klänge des Schmerzes	50. 316
Max Carrière: Romaneel	110
Gottfried Kinkel: Gedichte	192

	Seite
Theodor Storm: Ueber die Haide	134
Stephan Milow: Liebeshöhung. — Unverloren	136
Wilhelm Jensen: Dämmerung	135
H. v. Oberkamp: Auf Tod und Leben	135
Heinrich Hopfen: Ueber Erziehung und Anlagen. Eine Fabel	136
Hermann Bingg: Satirische Zeitlossen	137
Bauernfeld: Romane, Legenden, Sagen und Verwandtes	138
Karl Boeremann: Am Pöphilip	212
Sprüche. Von Th. Anrecht, Th. Satke, Richard Hamel, Agnes Kayser-Langer- hanns, O. S. Seemann	214
G. Ferdinand Meyer: Der neue Name	318
Wilhelm Jensen: Gedichte	319
Oskar Welken: Prometheus	327
H. Keder: Die Gitana	327
Th. Renaud: Lily in Rothenburg	328
Elise Tiedemann: Gedichte	456
Gottlieb Ritter: Die schöne Melusine	458

Uebersetzungen.

Emanuel Geibel: Gedichte griechischer Dichter	112
Robert Hamerling: Proben aus Goethe's Gedichten	196
Victor von Strauß: Lieder des Schilking	251
Emanuel Geibel: Elegien des Propertius	349

Vermischte Aufsätze.

Ludwig Noire: Ueber musikalische Texte	57
Oscar Blumenthal: Antipessimistische Betrachtungen eines Pessimisten	66
Wilhelm Goldbaum: Literarische Ausblicke	139
Ludwig Noire: Eine Aufgabe für die deutschen Künstler	144
Eduard Grisebach: Aphorismen über Heinrich Heine	152
Hieronymus Dorn: Ueber Romanlectüre	161
Adolf Strodtmann: Bürger's politische Ansichten	216
Literarischer Wintertrost. Betrachtungen eines Odenhockers	230
Ferdinand Kürnberger: Ein Signal für die Theaterkritik	237
Murad Efendi: Dramatische Aphorismen	242
Julius Fürst: Lessings „Nathan der Weise“	329
Hermann Schiff: Ein Beitrag zur deutschen Poetengeschichte	411
Oscar Blumenthal: Die heilige Schablone	415
Adolf Schwarz: Ein Bühnen-Capitel	418
Edmund Hofer: Eduard Mörike	429
Karl Stieler: Ein Brief Kaulbach's. Aus dessen Nachlaß	496
W. Marr: Alexander Kost. Ein Nachruf	501

Kritiken.

	Seite
Ferdinand Kürnberger: Wilbrandts „Arria und Messalina“	75
Fr. Krehffig: Wilhelm Jordans Ribefungen. 2. Theil	79
Wilhelm Buchholz: Feodor Löwe's „Neue Gedichte“	84
Klaus Groth: Biographien von Hebel und Reuter	87
Albert Lindner: Frh Reuter's nachgelassene Schriften	164
Felix Dahn: „Barbarossa's Brautwerber“	165
Wilhelm Goldbaum: Johannes Nordmanns „Römerfahrt“	242
Wilhelm Buchholz: Hans Blums „Dunkle Geschichten“	245
Oscar Blumenthal: Neue Lyrik	247
Ferdinand Kürnberger: Hermann Kurz in seinen Hauptschriften	335
D . . . : Arthur Hilgers Gedichte	421
Oscar Blumenthal: Hans Hopfens „Zuschu“	422
Karl Doermann: „Im Fegefeuer“ von Johannes Augler	424
K. Pröh: Adolf Steins „Neue Novellen“	425
Oscar Blumenthal: Erzählungen von Marie von Ebner	504

Kleine Bücherschau.

Engelbert Wibrich's Gedichte: „In sieben Farben“	426
H. Falklands „Gedichte“	426
H. Mel's Roman: „Unsichtbare Mächte“	426
Karl Brauns „Nordgeschichten“	426

Zur Kritik der Kritik.

Einleitung	80
Albert Lindner gegen die „Berliner Presse“	166
Hermann Lingg gegen K. F. Schröder	166
Ernst Wichert über kritische Mißstände	166
Gesammturtheile über das deutsche Kritik-Wesen	167
„Der Antikritiker“	249

Miscellen.

Epigramme aus „Allerhand Ungezogenheiten“	99
Das Gründethum in der Literatur. Von Richard Schmidt-Cabanis	167
Ed. von Hartmann und H. Laubret	168
Gegen S. Gaethchenberger	250
Dichterspenden zu Bodenstedts silberner Hochzeit	259
Das Lustspiel: „Recept gegen Hausfreunde“	344
Vorms „Alten und die Jungen“	344
Blätter des Scherzes. Von Adolf Lundeckn	345
Victor von Strauß und Fr. Rückert	345

	Seite
Die Bevorzugung der Franzosen	126
Hinderansprüche	126
Karl Gupfow über modernen „Realismus“	127
Epigramme von Oscar Mumenthal	127
„Weilgen und Meerrettig“	165
J. V. von Schweixer	165
Aus dem „Berliner Tageblatt“	165
Eine Freibeuterei von Franz Hirsch	167

Aus unserer Briefmappe.

Ueber Hinderansprüche. Von Hieronymus Korm	11
Letzter Faschingspaß. Von Ferdinand Rünzberger	160
Zur Kriegszeit. Von Felix Dahn und Ludwig Koire	160
Literarische Freibeuterei. Von August Abbelohde	172
Noch einmal Felix Dahn. Von Wilhelm Buchholz	251
Heinrich Dünker an Oscar Mumenthal.	251
An Gottfried Keller. Von Gottlieb Ritter	252
Heine's Pension. Von H. Scheibe.	346
An Adolf Strodtmann. Von Kurt Moof	348
An Kurt Moof. Von Adolf Strodtmann	418

Neue Gedichte.

Von Friedrich Bodenstedt.

1. Widmung.

Die Jugend schwand; ich sah sie gerne schwinden,
Wie einen Morgen ohne Sonnenschein.
Was sie versagte, leert ich schwer vertwinden,
Was sie mir bot, sog ich begierig ein.
Was außen schwand, sollt' ich im Innern finden
Und jung im Fühlen noch im Alter sein:
An treubewährter Liebe reiner Quelle
Wies jung das Herz und ward das Auge hell.

Und wie ein Fluß, gestaut durch lange Dämmung,
Der einst in stillem Lauf die Flur durchglitt,
Nun plötzlich in gelinder Ueberschwemmung
Unschädlich brausend aus den Ufern tritt,
So überbrang auch ich nach langer Hemmung
Tas Ufer oft, und mit gewagtem Schritt
Auf frischbewährter Kraft beschwingten Sohlen
Sucht' ich das früh Veräumte nachzuholen. —

Die Blumen, die der Frost geknickt im Lenz,
Erblühen nicht mehr, doch andre sprießen bald.
Der Sommer auch und Herbst hat seine Kränze,
Zur Einkehr winkt der feierliche Wald.
Der Schnitter freut sich seiner Erntekränze,
Der Jäger folgt dem Wild durch Haib' und Halb',
Und jedes guten Jahres beste Spende —
Die Rebe reist erst nach der Sommerwende.

Der Frühling lockt mit reichster Hoffungsblüthe,
Doch niemals hält er ganz, was er verspricht.
Mir hat er nichts versprochen, drum verprühte
Ich meinen Wih in eiteln Klagen nicht.
Doch was in Leid und Lust mein Herz durchglühte
Und all' mein Denken ward mir zum Gedicht;
Den Widerspruch vom Guten und vom Bösen,
Von Tag und Nacht such' ich im Lied zu lösen.

Doch wenn ein Gott die Gabe des Gesanges
Verliehn, der birgt sie nicht wie Gold im Schrein:
Was ihm erklang geheimnißvollen Klanges
Aus Herz und Welt, soll auch für Andre sein.
Weit war die Umchau meines Lebensganges,
Doch galt sie meinem Vaterland allein.
Ihm dank' ich mein und meiner Väter Leben:
Was es mir gab, will ich ihm wiedergeben.

2. Eins und Jetzt.

Die Zeit der Lieb' und Wieder ist vorbei,
Vergebens lockt der Lenz mit neuer Blüthe:
Man singt nicht mehr von Minneglück und Mai,
Kein Strahl der Gottheit blüht mehr im Gemüthe.

Der Rufen holde Stimmen ertönt
Tas Kampfgeschrei der Schwarzen und der Rothcn —
Man hört nicht, was beseligt und veröhnt,
Und alle Götter wirft man zu den Todten.

Doch blüht und strahlt der Mai in Herrlichkeit,
Ob auch kein Auge seine Wunder sähe, —
Und singt die Nachtigall, so lang es maht,
Troy aller Glaubenshähne Kampfgeträhe.

Du hasthe jeden schönen Augenblick,
Sah jeden Himmelsstrahl in's Herz Dir scheinen;
Dann aber auch im Kampf mit dem Geschick
Trag hoch das Haupt: Nicht Männern ziemt's,
zu weinen!

3. An Giacomo Leopardi.

Du Genius des Leidens, edler Dulder,
Der Alles trug was Menschen elend macht
Durch Fluch des Schicksals, nicht durch eigne

Schuld:

Endloses Siechthum, hoffnungslose Liebe,
Der Armuth Qual und einen Feuergeist
In mißgeformter, Schmerzverzerrter Hülle,
Die Deinen Aufschwung lähmte, wie der Käfig
Die Schwingen des gefang'nen Königsadls; —
Du hoher Sänger, Deine bleichen Wangen
Hat nie des Lebens frischer Hauch gerüthet:
Denn ganz versenkt in Hellas' schöne Welt,
Nicht wie sie war: wie Du ihr Klangbild sahst
Im Spiegel Deines Geistes, maßst Du
An ihr die Gegenwart, die Dir ganz nichtig
Und klein erschien nach solchem Rah gemessen.

Du sahst Dein Land, das einst der Welt gebot,
Zertrüben und geknechtet, ganz versunken
In Wahn und Finsterniß, — die Morgenröthe
Des neuen Tages sollt'st Du nicht mehr sehn.
Kein Glaube lenkte Deinen Blick zum Himmel
Und keine Hoffnung blühte Dir auf Erden.
Ein Fremdling sahst Du am eignen Herd
Und fandest Trost nicht in noch außer Dir,
Selbst nicht im holden Zauber der Natur,
Die Du wie eine Feindin von Dir siehest,
An ihr verzweifelnd wie an Gott und Menschen.

Du konntest nicht den Segen treuer Liebe
Im Schmerz, und helles Lachen blieb Dir fremd.

Drum keine frohe Botchaft bringt Dein Lied:
Von Leid nur singt es und des Lebens Fluch,
Vom Feuerbrühen verherrender Vulkanen,
Von allen Schrecken Himmels und der Erde,
Und seine höchste Sehnsucht ist — der Tod.

Wer selbst verzweifelt, kann nicht Andre trösten,
Und ob die teuflische Rufe des Gesangs
Dir Macht des Wortes gab und hohen Geist
Und Glut der Leidenschaft, das Herz zu rühren:
Nie wird Dein Lied das Ohr der Menge locken!
Den Wenigen aber, die Dich ganz verstehen,
Bist du ein Hohepriester des Gesangs,
Ein Hüterer der Herzen und der Geister:
Du gabst der Welt mehr als sie Dir gegeben.
Rein war Dein Wandel und Dein Streben hoch,
Und eh' Dein Geist die schwache Hülle sprengte,
Ließ er von Dir ein Denkmal Deinem Volk
Zum Ruhme Dir, und Deinem Volk zur Schmach,
Das Dich in Armuth sah und Dir nicht half,
Doch jetzt sich mit des Todten Ehre schmückt.

Du Genius des Leidens, hoher Sänger!
Was Du gelitten, läßt sich nachempfinden.
Was Du gesungen, singt Dir Keiner nach!

4. Naturwissenschaft und Philosophie.

Naturwissenschaft und Philosophie
Kommen zusammen und wissen nicht wie,
Treffen sich stets und finden sich nie.

Die Philosophie mit stolzen Schwingen
Sucht wie ein Adler zum Licht zu dringen,
Forcht nach dem Urgrund von allen Dingen.

Doch da der Urgrund nirgends zu finden,
Fliegt sie rathlos nach allen Winden,
Bis ihr zum Fluge die Kräfte schwinden.

Nun bei der Wissenschaft der Erfahrung
Bettelt die Philosophie um Nahrung
Und verheißt als Lohn ihre Offenbarung.

Doch die Wissenschaft der Erfahrung spricht:
Ich brauche Deine Offenbarung nicht
Und schenke Dir meine Nahrung nicht.

Ich kann leben ohne Schelling und Hegel,
Selbst ohne den Philosophen vom Pregel,
Auch Schopenhauer, den geistvollen Fiesel.

Was ich mühsam erwerbe, steht nicht zu Kauf;
Getrennt für immer bleibt unser Lauf,
Und wo Du anfängst, da hör' ich auf.

5. Der Kampf um's Dasein.

Es wandelt der Neuzeit gewaltiger Fortschritt
In oft viel Staub aufwirbelndem Wortschritt,
Wobei Mancher die höchsten Sprünge wagt,
Ohne selbst recht zu wissen, was er sagt.

„Der Kampf um's Dasein“ heißt die Phrase
Als Schlagwort der neuen Erkenntnißphase,
Und wirklich ist, wie man's erkor,
Dies Wort ein Schlag auf's deutsche Ohr,
Der das Gehör gleich wirksam dämpft
Beim Eingang zur Erkenntnißpforte.

Wer hat um's Dasein je gekämpft?
Zu welcher Zeit? an welchem Orte?

Bewußtlos ward es uns gegeben
Mit unserm ersten Athemzug.
Wir kämpfen nur, um fortzuleben.
Und Mancher hat gar bald genug
An diesem Kampf, und sucht der Zukunftwahl,
Sammt den Gelehen der Vererbung
Und alles Erdenglücks Erwerbung,
Sich zu entziehen durch freie Fluchtwahl
Aus dieser Kampfeswelt, die schmerzlos
Niemand betritt und Niemand flieht,
Und wo nur glücklich ist, wer hezlos
Auf all' das Glend um sich sieht.

6. Sprüche.

Huxley.

„Den Menschen nach seinen natürlichen Trieben
Treibt es durchaus nicht, den Nächsten zu lieben,
Treibt es vielmehr, den Nächsten zu essen.“
So lehrt uns Herr Huxley. Wir wollen indessen
Fortfahren nach unsern natürlichen Trieben
Und nicht zu essen, sondern zu lieben.

Geschmack und Wissen.

Wir tragen unser Licht im Sack
Und unsre Bildung ist zerissen:
Dem Wissen fehlt zu oft Geschmack
Und dem Geschmack zu oft das Wissen.

Falsche Auffassung.

Als Goethe Werthers Leiden geschrieben,
Sich zu befeel'n von eigener Liebesnoth,
Da schossen sich so viele Narren todt
Aus Liebe, daß nur wenige übrig blieben.

Jedweide Zeit hat ihren Sparren,
Desh sich die Klugen bald entledigen.
Tuch immer thun das Gegentheil die Narren
Von Allem, was die Weisen predigen.

Gefühl und Gedanken.

Wir steuern durch dies bunte Weltgemühl,
Geleitet vom Gedanken und Gefühl.
Wohl dem, in dem sich beide so verbinden,
Dah sie zum Ziel die rechten Bahnen finden!

Lebensregel.

Wer Etwas freudig will genießen,
Muß halb das Auge dabei schließen.
Wenn der Habannah reiner Brand
Dir würgig Jung' und Raie pridelt,
So denk' nicht an die schwarze Hand
Des Regers, der sie Dir gewidelt.

An Schopenhauer.

1.

Als Du noch standest auf einsamer Höhe,
Ward die Berühmtheit Dir schwer gemacht.
Jetzt wirft Du durch philosophische Höhe,
Die von Dir gekehrt, populär gemacht.
Sie springen schwarzweis in die Ercheinung
Mit Teinem Willens- und Vorstellungswoort,
Und bei der Lehre von der Verneinung
Des Lebens leben sie munter fort.

2.

Was Du Großes gedacht, wird dem großen Haufen
Auf ewig unverständlich bleiben.
Tuch die Schranken, die mitunter gelaufen,
Sieht man schon überall Wurzel treiben.

7. Siarnes Krönung.

(Aus einem der Nordlandsfäge entnommenen Gesangspiel.)

Chor der Priester.

Obin, Hochwaltender,
 Alles Erhaltender!
 Der Du die Helden schaffst,
 Sie zu Dir zu erheben, —
 Sie vom Leben zum Tode ruffst
 Und vom Tode zum Leben:
 O hör' unsre Noth:
 König Frotho ist todt!
 Unser Hort ward geraubt
 Von Dänemarks Throne,
 Dem Volke fehlt das Haupt
 Und ihr Träger der Krone.
 O laß zur neuen Wahl
 Dein Licht uns führen,
 Erleucht' uns allzumal,
 Den Rechten zu führen!

Chor des Volks.

Obin, hochthronender
 Vater der Siege,
 Heldenbelohnender
 Lenker der Kriege,
 Urgrund und Wirkung,
 Ohne Begirung
 Alles umschlingend,
 Alles durchbringend;
 O laß zur Königswahl
 Dein Licht uns führen,
 Erleucht' uns allzumal
 Den Rechten zu führen.

Der Oberpriester als Sagmann.
 Verwaist seit lange schon steht Bethra's Thron.
 Des großen Frotho ein'ger Sohn und Erbe,
 Friedlieb, verhöhnt auf kühner Wikingfahet.
 Wir harreten seiner Heimkehr bis die Kunde
 Von seinem Tode kam aus fernem Land.
 Doch jezt nach neuem Haupt verlangt das Volk.
 Drum ward Beschluß gefaßt vom Landesthing,
 Aus unsrer Helden Blüthe den zu führen,
 Der Frotho's Ruhm am Würdigsten besingt.
 Denn wo der Stalbe mit dem Helden geht,
 Da eint sich Geist mit Kraft. Des Wortes Macht
 Wirkt oft gewaltiger als Macht des Schwerts.
 Die höchste Kraft ist die vom Geist gelenkte.
 So zeigt denn, edle Stalben, eure Kunst.
 Als Siegespreis winkt Bethra's Königsthron.

Harald (tritt vor).

Vergönnt sei mir, dem Stalben König Frotho's,
 Den Wettkampf zu eröffnen durch mein Lied.
 (Er bräutert auf der Oarfe.)

Obin, leih' Deinen Hauch
 Meiner Lippe zum Liebe,
 Weih' sie zu singen
 Von Frotho's Siegen,
 Dem Kriegskrauh zu Tanden
 Des großen Königs.

Du Vater der Götter
 Gabst ihm Gewalt,
 Laß vom Nebenuser
 Des rauschenden Rheinstroms
 Bis zu den stumm-öden Steppen
 Der harren Stytthen
 Ruhmvoll vagernd
 Sein Reich sich dehnte,
 Von den Alpen bis Albions Küste
 Ihm Alles sich beugte,
 Zweihundert Herrscher
 Ihm halbigend fröhnten.

Seine Stimme war Donner,
 Sein Streikroß wie Sturmwind,
 Hoch schwang er den Hammer
 In mächtiger Hand,
 Und er schlug in der Schlacht
 Mit vernichtendem Schlag,
 Wie der Wih den Baum trifft
 Im blühenden Wald.

Ihm, dem Keiner im Kampfe gleich,
 Gleichet auch Keiner am Ruhm.

Chor.

Zum Ruhme des Königs erschollen
 Des Stalben Klänge so hehr,
 Wie am Himmel des Donners Rollen,
 Wie das Rollen der Wogen im Meer.
 Nie hörten wir Kampfkrauh preisen
 In so herzbewegenden Weisen!

Oberpriester.

Ihr edlen Stalben, wer begehrt nach Harald,
 Zu werden um der Königskrone Preis?

Wingulf (tritt vor).

Trostlos trauernd
 Triffst mein Lied ener Ohr!
 Hoch hob der Kampfkrauh
 Den König als Helden,
 Doch noch ruhmvoller ragt' er
 Als Ordner des Reichs,
 Dem er blühenden Wohlstand
 Durch weises Walten schuf,
 Da ihm höher das Recht galt

Als Sunst und Gold.
 Darum künd' ich vom König
 Nicht: Lyden 'des Kriegs:
 Ich singe Frotho,
 Den Fürsten des Friedens.

Nicht zur Beförderung
 Zwang er die Feinde:
 Er schlug keine Schlachten
 Im Kampf mit dem Schlechten,
 Um Böses zu tilgen,
 Zu bessern, zu bilden.

Und wie Wolken des Himmels
 Das Wachthum der Erde,
 So förderte Frotho
 Durch fruchtende Spende
 Die Beute des Siegs —
 Den Segen der Seinen.
 Wir verloren in ihm
 Den Vater des Volks.

Darum trauert, ihr Treuen,
 In trostloser Klage,
 Denn ganz gleich keiner
 Dem göttlichen Frotho!

Chor.

Wie bewegt unsre Herzen der Stalbe,
 Seine Stimme und Harfe erklang,
 Wie das Rauschen vom Herbstwind im Walde
 Bei des Himmelslichts Untergang!
 Wem wird nun die Krone begehren:
 Dem Säng'er vom Krieg oder Frieden?

Oberpriester.

Ihr edlen Stalben, wer begehrt nach Winkul,
 Zu werden um der Königskrone Preis?

Hiarne (tritt vor).

Nicht ziemt uns Rännern
 Zu klagen wie Weiber,
 Da zu den Göttern ging
 Der gewaltige Frotho.
 Ein leuchtendes Leben
 Lieh er zurück,
 Und es hob ihn empor
 Zu Asgaard's Nistwolt,
 Wo höchste Wonnen
 Des Herrlichen barren.

Darum trocknet die Thränen
 Und schenkt alle Trauer:
 Frohlockt über Frotho,
 Den frommen Helden,
 Der immer den Göttern
 Gehfurcht im Herzen trug:

Sich ganz ihnen weihte
 Als ihr williges Werkzeug.
 Sie gaben 'dem König,
 Klugheit im Kampfe
 Und Weisheit im Frieden.
 Zu walten und wirken,
 Segen zu säen
 In seinem Volke,
 Bis Heimbell, der Hüter
 Der Asen, in's Horn stieß,
 Ihn ab aus der Staubwolt
 Nach Asgaard zu rufen,
 "Do' hwar' Skjoldbjarnarun."
 In Schwanengevanden
 Mit Meth ihn laben
 Und Minnefreuden.

Er sank, wie die Sonne
 Im Weltmeer versinkt:
 Weilsuchtend, verglühend
 In goldenem Glanze,
 Nur schwindbar schwindend,
 Um schöner neu aufzueh'n.

Ein trübes Schicksal mag Trauern
 Und Thränen erwecken,
 Doch ein frohes wecke Freude:
 Darum hochprei' ich Frotho,
 Der selig nun weilt
 In den Wonnen Balhalla's.

Chor.

Der Preis des Gesanges ziemt Hiarne,
 Er sang, was der König gewann,
 Da die Norne aus goldenem Garne
 Sein leuchtendes Schicksal ihm spann,
 Und er krönte das mächtige Ganze
 Mit Balhalla's ewigem Glanze.

Oberpriester.

Ihr edlen Stalben, wer will nach Hiarne
 Noch werden um der Königskrone Preis?
 (Schnelzen.)

Chor der Stalben.

Wer dürfte noch werden,
 Wo der Preis schon gewonnen?
 Wer sich gleichen dem hohen
 Sanghelden Hiarne?

Oberpriester.

Heil dir, Hiarne, Dein ist der Sieg!
 Dein alle Macht in Scepter und Krone.
 Trage sie würdig in Frieden und Krieg.
 Heil ruft dem König auf Dänemarks Throne.

Chor.

Heil König Hiarne! Er herrsche lange
 Ueber sein Volk mit Kraft und Milde.

Grüßt ihn mit ergemem Jubelklange,
Schlagt an die Schwerter, schlägt an die Schilde!

Harald und WIngulf.

Fluch treffe den stolzen Sänger!
Sein Sieg ward uns zur Schmach.
Uns duldet's hier nicht länger.
Wir tragen's ihm blutig nach.

Erfahren soll er balde
Und soll es fühlen schwer:
Ist er ein besserer Stalbe,
Sind wir doch stärker als er.

Giarne.

Freya, Du Friedensgott,
Dich keh' ich an
Vor den Göttern allen
Um die Gunft Deiner Gaben,
Daß kein eitler Kampfesruh
Mich als König bethöre,
Ich mein Schwert nur schwinde
Zum Schutze der Schwachen,
Oder zu strafender Abwehr
Feindlichen Anfalls.

Meine Thaten laß fruchten,
Wie Thau im Thalgrund;
Weiß mich, werth zu sein
Der Wahl zum König!

Und Du in Goldhaar glänzende
Göttin der Liebe,
Hochheilige Freya,
Erhöre auch Du mich:
Zu Liebesglück lenke

Rein loderndes Herz!
Heil glüht es von Gluthen
Glückahnender Sehnsucht:
Erfülle die Ahnung,
Erhöre mein Gebet!

Nicht keh' ich für mich nur:
Es gilt meinem Volke —
Ihm mächt' ich gründen
Ein Reich der Liebe!
Ich weiß, wir wollen
Durch diese Staubwelt
Zu höheren Zielen,
Durch Zwang zur Freiheit, —
Doch wo kein Kern,
Ist auch keine Entfaltung.
Wem nicht hier schon das Herz
Nach Höherem glüht,
Der wird's auch dort oben
Nimmer erreichen,
Wo die Huld der Götter
Ganz Das nur gewährt,
Was wir einst ringend
Auf Erden erstrebten.

Chor.

Heil, König Giarne, vor allem Volke
Vom Thing erkoren zu Vethra's Herrn!
Heil unserm König! Die Trauertwolke
Verschwindet vor seinem leuchtenden Stern.

Liebesglück möge das Leben verklären
Des Sangeshelden, dem Keiner gleicht.
Nägen die Götter ihm Alles gewähren,
Was ihm und dem Volke zum Segen gereicht.

Störungen.

Novelle von Ernst Wichert.

Vor der kleinen Mauerpforte, welche den wißbegierigen Fremden zu dem Schutthügel führt, unter welchem „das Grabmal der Scipionen“ liegt, hielt eine herrschaftliche Equipage. Das Wappen auf der Thür, der bärtige Kutscher in grüner Livree, der in der Nähe der Pforte in strammer Haltung postirte Bediente mit großem Treffenhut und Federbüschel darauf, ließen auf vornehmen Besuch schließen. Auf dem mit weißem Seidendamast bezogenen Wagenpolster lag ein kostbarer türkischer Shawl und ein Sonnenschirm, ein Buch in rothem Einbände und ein Opernglas.

Es war Nachmittag, die römische Sonne schon stark im Absteigen, aber die Hitze trotz der frühen Jahreszeit noch immer groß. Davon schien der einsame Fußgänger wenig zu spüren, der von der Stadt her kommend die staubige Straße entlang auf die Pforte zusteuerte — eine hohe, kräftige Gestalt in bequemer heller Sommerkleidung, den breitkrämpigen Panamahut aus der Stirn gerückt, sodaß das sonnengebräunte Gesicht mit dem blonden Schnurr- und Knebelbart frei ausschauen konnte. Ein dünnes Rohr mit dem Elfenbeinkopf eines Jagdhundes als Griff behandelte er mehr wie eine Reitgerte, als wie einen Spazierstock, indem er von Zeit zu Zeit das Unkraut an der Mauer suchte, daß die Stachelköpfe auf den Weg flogen. Er rauchte eine schwarze Cigarre, die er wie eine Pfeife an der kleinen Rohripitze zwischen den Zähnen baumeln ließ, und trieb mit dem in der linken Hand lose auf- und abklappenden Handschuh die Fliegen fort, wenn sie sich zu dreist näherten.

Die Equipage schien ihn bedenklich zu machen. Er blieb einige Schritte vor derselben stehen und überlegte offenbar, ob er trotz des Besuches eintreten, oder das Grabmal der Scipionen ein andermal besichtigen solle. Kutscher und Diener würdigten ihn keines Blickes. Endlich trat er auf den Letzteren zu und fragte ihn in der Landessprache, wem der Wagen gehöre; der Grüne mit dem Federhut schüttelte den Kopf, ohne umzusehen. Erst als die Frage in französischer Sprache wiederholt wurde, antwortete er mit möglichster Knappheit: „Ihrer Durchlaucht der Fürstin Wowolof.“ Ob die Dame drinnen sei? Der Treffenhut nickte gnädig. „Allein?“ Er schüttelte den Kopf. „Lange schon?“ Er juckte die Achseln. Diese Frage ließ sich vielleicht wirklich schwer von Einem beantworten, dem die Zeit keinen Werth haben durfte.

Der Herr gab es auf, der Pagode eine weitere Auskunft zu entlocken, wandte sich der Pforte zu und zog die Klocke. Nach einigen Minuten wurde geöffnet. Ein

kleines Mädchen in desolater Kleidung mit struppigem blauschwarzem Haar hat ihn einzutreten, bemerkte aber gleich, er müsse noch warten, weil ihre Schwester eben eine Alteffa führe. „Inglese“, fügte sie hinzu, und dabei leuchteten die großen Augen, wahrscheinlich in Erwartung des reichen Trinkgeldes. Er folgte die Stufen aufwärts zu dem kleinen verfallenen Hause im Weingärtchen, dessen Keller nichts geringeres waren, als die Grabstätten der berühmten Scipionen. Auf einer Holzbank seitwärts vom Eingange ritt ein halbnackter Junge; er setzte sich zu ihm in den Schatten und wartete ab, bis der Weg frei sein würde. Mit der Alteffa sei ein Herr — nicht einer der bekannten Cicerone — erfuhr er von dem gesprächigen Mädchen, ein Gelehrter, der früher schon mehrmals allein hier gewesen sei und alle Inschriften sorgfältig gelesen, auch abgeschrieben habe, was „sehr viel Licht kostete“. Er werde doch auch entsprechend bezahlt haben, meinte der Fremde. Das Kind machte eine viel-sagende Bewegung mit Hand und Schultern: ein Gelehrter? „Die Alteffa, die er herführt, wird's vergelten, hoffen wir.“

In dem dunkeln Raum hinter der Thür wurde es heller. Ein Mädchen leuchtete, rückwärts gehend, mit einer kurzen Latte, auf die einige Talglöcher geklebt waren, in einen kellerartigen Gang hinein, aus dem gleich darauf zwei Gestalten vortauchten. Die Dame ging ein wenig gebückt, als fürchtete sie am Gewölbe den Kopf zu stoßen, voran, das lange Kleid von grauer Seide mit beiden Händen zugleich hebend und an die Hüften drückend. „Gottlob!“ rief sie in deutscher Sprache ihrem Begleiter über die Schulter zu, „daß wir wieder den blauen Himmel sehen. Diesen Keller mit seiner Morderluft hättest Du mir auch sparen können, Bester. Ich möchte da nicht begraben sein, und wenn ich der große Scipio wäre. Die Inschriften sind gewiß ungeheuer merkwürdig für gelehrte Kellerwärmer, aber ich habe bei dieser glänzenden Beleuchtung nichts bemerkt, als einige Krabfüße auf schwarzen Steintafeln, die für mich so gut Chaldäisch als Latein hätten sein können, da ich leider beides nicht zu lesen verstehe. Ah — frische Luft!“

„Willst Du denn das erhebende Gefühl für nichts rechnen“, vertheidigte sich ihr Führer, „an der Grabstätte eines der berühmtesten Geschlechter zu stehen, die das Alterthum hervorgebracht hat? Hier ist heiliger Boden, und die ihn betreten, sollten . . .“

„Ja, ja, ja“, unterbrach sie; „ich werde diese historischen Schauer in mir nachwirken lassen — Abends vor dem Einschlafen, wenn ich die Lampe gelöscht habe. Und morgen werde ich darauf schwören, daß man von Rom nichts gesehen hat, wenn man nicht das Grabmal der Scipionen durchkroch. Jetzt aber — der Tag ist so schön — eine Spazierfahrt in's Weite. Nach meinem Vabelex sind wir nicht weit von der Porta S. Sebastiano . . .“

„Der alten Porta Appia“, ergänzte ihr Begleiter.

Die Dame trat hinaus. „Meinetwegen! Jedenfalls wird sie uns doch in's Freie auslassen. Ist Dir's recht?“ Sie eilte, ohne auf die Antwort zu warten, die Stufen hinab, mit einem flüchtigen Blick über den Fremden hinweghuschend, der von der Holzbank aufgestanden war und unwillkürlich nach dem Hut griff. „Fürstin Wowoloi?“ murmelte derselbe vor sich hin, „— dieses ehrliche deutsche Gesicht, das ich schon einmal gesehen haben könnte — hm, hm! Aber eine brillante Erscheinung — ohne Frage.“

Der Herr folgte, nachdem er das eifrig plärende Mädchen mit dem Trinkgeld abgefunden hatte. Er konnte kaum an dem neuen Gast vorüber, ohne ihn zu bemerken. So wie er ihn aber in's Auge gefaßt hatte, hemmte er auch schon den Schritt, zuckte mit Kopf und Schultern stehend zurück und streckte im nächsten Momente beide Hände zugleich dem Manne entgegen, der ihn nicht weniger verwundert anstarrte. „Eugen —!“ rief er, „bist Du's...?“

„Kuxel —: Wahrhaftig Kuxel!“

„Und an den Gräbern der Scipionen —“

„Lebt eine alte Freundschaft wieder auf.“ Die Hände schüttelten sich kräftig, die Augen leuchteten im muntersten Blickfeuer.

„Aber wie kommst Du —?“

„Ja, wie kommst Du hierher nach Rom?“

„Ach, das ist eine Geschichte...“ Unten in der offenen Pforte erschien der grüne Bediente, salutirte stumm und beugte den Kopf mit dem Federhut. „Eine Geschichte, die ich nicht mit drei Worten... Ich muß fort, bester Freund; Du siehst, die Fürstin...“ Er drückte ihm eifrig die Hand und nickte dabei dem Grünen zu. „Ich darf sie nicht warten lassen.“

Eugen hielt ihn noch fest. „Also wirklich eine Fürstin —?“

„Ein andermal! Du bleibst doch längere Zeit hier? O, sie wird sich freuen —“

„Wer?“

„Ein andermal, Bester, ein andermal.“ Er umarmte und küßte ihn von Neuem und riß sich dann los.

„Aber wo kann ich Dich treffen?“ rief Eugen dem Eilenden nach.

„Ach! ganz recht.“ Er nannte den Namen eines Palastes, der für bekannt gelten konnte. „Corso — nicht weit von der Via Condotti“, fügte er, schon in der Pforte zurücksprechend, hinzu.

Gleich darauf rollte der Wagen fort. Der Federbusch des Grünen nickte an der Mauerlante hin.

Eugen wiegte nachdenklich den Kopf, lachte, zuckte die Schultern, nahm den Hut von der heißen Stirn und setzte ihn wieder auf, zirkelte mit dem Stöckchen über den verwitterten Stein, um den Handschuh aufzuheben, der ihm entfallen war. Die Kinder hatten verwundert den beiden Männern zugesehen. Nun deutete das älteste Mädchen auf das eine noch auf der Latte brennende Licht — zwei andere waren offenbar nur zu Ehren der Alteßja angezündet gewesen und sogleich wieder ausgeblasen, da der zu Fuß angelangte Forestiere kein großes Vertrauen erweckte — und fragte, ob er die berühmten Grabstätten sehen wolle. „Nächstens einmal“, antwortete er, opferte seinen Obol, ohne in die Unterwelt zu fahren, und eilte fort.

Er ging dem endlosen Mauerschatten nach der Stadt zu. Der Weg bis zum Colosseum war weit und einsam genug, um ihm Zeit und Gelegenheit zu geben, das eben Erlebte durchzudenken und mit seinen Erinnerungen aus der Heimath in Verbindung zu bringen.

Seine Heimath war das ferne Ostpreußen. Dort hatte er, frühe verwaist, das Gymnasium der alten Stadt Rastenburg besucht. Sein intimster Schulfreund war dieser Kuxel Ebert gewesen, der Sohn eines Landschullehrers aus einem Dorfe mehrere

Meilen von der Stadt, ein frischer, guter, bescheidener Mensch, dessen hellen Kopf und warmes Herz die Mitschüler zu schätzen wußten, wie ihn Fleiß und Gewissenhaftigkeit den Lehrern lieb machten. Sie arbeiteten gewöhnlich zusammen, unterstützten sich dabei gegenseitig und galten bald für die beiden tüchtigsten Primaner. Sie selbst wußten, daß sie zugleich die treuesten Herzensfreunde waren; die Ungleichheit der äußern Verhältnisse — Eugen war nicht nur wohlhabend, sondern auch von altem Adel — blieb bei diesem Bündniß ganz unbeachtet.

Eines hatte allerdings Aurel vor dem Freunde voraus, um was ihn dieser im Stillen beneidete: er konnte zu den Ferien nach Hause reisen. Jedesmal sah Eugen traurig zu, wenn er sein Ränzgen schnürte, um seinen Varsch anzutreten. Er hätte ihn wohl gefragt, ob er ihn nicht begleiten dürfe, aber die Scheu, eine abschlägige Antwort hinnehmen zu müssen, schloß ihm den Mund. Aurels Vater war ja ein armer Schullehrer, der vielleicht kaum den Seinigen ohne schwere Sorgen das tägliche Brod reichen konnte; wie durfte er es wagen, ihm noch eine fremde Last aufzubürden? Um so größer war dann die Freude gewesen, als eines Tages kurz vor den letzten großen Sommerferien Aurel selbst, fast ein wenig verschämt, darauf zu sprechen gekommen war. Wenn er ihm den Aufenthalt in einem so einfachen Hause, wie dem seines Vaters, anbieten dürfe — und er möge nur geradeaus sagen, ob er wolle oder nicht, und ihre Freundschaft dürfe gar nicht davon berührt werden . . . Natürlich hatte Eugen ihn gar nicht ausreden lassen, sondern freudig zugestimmt. Das waren einmal wirklich Ferien!

Er hatte in dem Schullehrer einen würdigen Mann aus der Schule des alten Dinter kennen gelernt, der selbst ein Anhänger Pestalozzi's war. Er verbesserte sein sehr spärlisches Einkommen, indem er Bienenzucht betrieb und seinen Morgen Land in eine Obstbaumschule verwandelte, und so hatte er, treulich unterstützt durch seine wackere Frau, nach und nach sein Hauswesen auf einen etwas breiteren Fuß stellen, sein Häuschen recht schmack einrichten, eine kleine Bibliothek anschaffen und seine Kinder nicht nur allemal satt machen, sondern auch gut erziehen können. Daß ihm freilich auch sein Lieblingswunsch einschlagen sollte, seinen ältesten Sohn studiren zu lassen, dazu hatte wesentlich der Herr Pfarrer mitgeholfen, ein Biedermann von kernhaftestem Schlage, der selbst keinen Sohn hatte und sich nun väterlich des aufgeweckten Knaben annahm. Die Pension in der kleinen Gymnasialstadt ließ sich erschwingen und über die Universität sollten Stipendien und Freitische hinweghelfen. Auch hatte der Pfarrer seinen thätigen Beistand zugesagt.

Es waren vier frohe Wochen hingegangen, die Freunde wußten selbst nicht, wie. Nichts Außerordentliches war geschehen und doch jeder Tag ihnen ein Festtag erschienen. Die meiste Zeit hatten sie im Pfarrhause und im Pfarrgarten zugebracht, wo man sie stets gerne sah. Hammer war selbst einmal ein flotter Student gewesen und erfreute sich nun recht sichtlich an dem frischen Wesen der jungen Leute. Ein Gespräch über die allerfeinsten Dinge, an die sich die noch ungebrochene Kraft jugendlicher Geister am liebsten wagt, kam ihm allezeit erwünscht, und sie wußten sich etwas Rechtes darauf, den geistlichen Herrn auch einmal tüchtig in die Enge zu treiben, sodas er denn doch zuletzt mit Bibelsprüchen nachhelfen und mit Gottes Wort ihre Raseweisheit zum Schweigen bringen mußte. Es gefiel dem Pfarrer, daß Aurel im Umgange mit Eugen freier und selbstbewußter geworden war, und er selbst

beruhigte den Schullehrer, der doch schüchtern sein Bedenken äußerte, ob sein Sohn sich auch jederzeit „nach der Decke strecken werde“. Warum soll er nicht ein Loch hineinstoßen und den Kopf höher heben, meinte Hammer, wenn er nun doch von Natur länger gewachsen ist?

Eine noch größere Anziehungskraft als der Pfarrer — und nicht zu vergessen die Pfarrerin, eine seelengute, leider sehr kränkliche Frau — übten allerdings die beiden Töchter: die braune Anna und die blonde Marie, wie sie allgemein nach der Farbe ihrer Haare unterschieden wurden. Sie hatten auch sonst nicht viel Ähnlichkeit miteinander. Anna, die ältere, war rasch, lebhaft, leicht erregt, dabei zu allerhand Phantastereien geneigt, — der Pfarrer nannte sie „windig“. Sie ging genau so gekleidet, wie die ein Jahr jüngere blonde Marie, und doch sah ihr alles ganz anders: das Kleid von Leinwand, der Strohhut, die weiße Schürze, sie sah immer gepuht aus, auch wenn es ihr nicht gelungen war, der Mama ein buntes Seidenband für ihre langen Zöpfe abzulisten, die sie so schwunghaft über die Schulter zurückzuwerfen mußte, daß es nicht gerathen schien, ihr zu nahe zu kommen. Marie dagegen war still, zurückhaltend, mild in ihrem Urtheil, bei jeder Einwirkung auf das Gemüth leicht gerührt, aber unbeugsam in dem, was sie für Pflicht hielt, wirtschaftlich und zuverlässig, immer geneigt der kranken Mutter zur Hand zu gehen, gleichgültiger gegen ihre Person, als Anna. Sie zählten noch nicht voll sechszehn und fünfzehn Jahre, paßten also vortrefflich für die Freunde, die selbst noch so unfertig waren und sich nun mit ihren besten Eigenschaften bemühten, diesen schüchternen Seelen Vertrauen und Neigung abzurufen. Oft spielten sie mit einander wie die Kinder, und dann in der nächsten Stunde saßen die Mädchen ganz ehebar neben der Mama bei der Handarbeit und ließen sich aus ernstern Büchern vorlesen. Die Bibliothek des geistlichen Herrn zeigte sich mit den Schätzen der weltlichen Literatur gut versorgt, und die beiden Primaner wußten sie auch hinter den theologischen Folianten und Quartanten zu finden.

Daß Aurel einem der beiden Mädchen mit ganz besonderer Neigung zugethan sein müsse, war für Eugen ein Glaubenssatz gewesen, den er sich vom Freunde nicht hätte wegdisputiren lassen. Ob derselbe wirklich schon gewählt hatte, ob er die Nothwendigkeit erkannte, jetzt eine Wahl zu treffen, jedenfalls wußte Eugen schon am dritten Tage, daß er zwar Anna's Vorzüge nach Gebühr zu schätzen wisse, daß es ihm eigentlich aber doch die blonde Marie angethan habe. Sie paßt auch viel besser für Dich, hatte Eugen ganz ernst gesagt und sich im Innersten über diese Entscheidung gefreut, da ihm selbst die braune Anna mit ihren lebhaften Augen und langen Zöpfen begehrendwerther erschienen war. Die Liebe sollte sie also nicht scheiden; sie konnten ungestört den Tag über auf Eroberungen ausgehen und einander Abends vor dem Einschlafen in dem Siebelstübchen des Schulmeisterhauses alle ihre kleinen Errungenschaften und Siege berichten. Sie waren so bescheiden in ihrem Glück, so leicht zufriedengestellt, so kühn im Auslegen, daß es ihnen an Liebesfreunden gar nicht fehlen konnte.

Kurz, es waren vier schöne Wochen auf dem Lande verlebt, und da sie scheiden mußten, geschah's mit recht schwerem Herzen. Als sie, jetzt beide wenig gesprächig, nach der Stadt zurückwanderten, war es ihnen gewesen, als ob es nur noch ein einziges ernstliches Lebensziel geben könne, alles andere nur Vorbereitung dazu sei.

So hatten sie denn eifrig ihre Studien betrieben und das Examen glänzend bestanden. Sich mit der rothen Nüthe im Pfarrhause zu zeigen, war aber nur Aurel vergönnt gewesen; Eugen mußte nach Wunsch seines Vormundes einer alten Dame aus der Verwandtschaft seinen Besuch abstatten. In Königsberg hatte Eugen sich sofort einer Landsmannschaft angeschlossen, was Aurel seiner geringen Mittel wegen nicht wagte. Dies und ebenso, daß er Mathematik und Astronomie, Aurel aber Philologie studirte, hatte sie bald weiter auseinander gebracht, als sie auf der Schule je für möglich gehalten hätten. Im nächsten Sommer freilich begleitete Eugen den Freund noch einmal nach seiner Heimath, aber es hatte sich da so manches verändert. Die kranke Frau Pfarver verließ das Bett nicht mehr und kesselte Marie an dasselbe; Anna war nach der Stadt gebracht, um sich dort auf einem Seminar zum Gouvernantelexamen vorzubereiten — Eugen fand nicht, was er erwartet hatte und schied gleichgiltiger, um nicht wieder im Schullehrerhause einzufehren. Schon zum Winter bezog er eine ferne Universität; ein Briefwechsel wollte nicht recht in Gang kommen. Nach wenigen Jahren hatte es den Anschein, als ob alle Lebensbeziehungen zwischen den beiden Menschen gelöst seien, die doch gemeint hatten, einander für die Ewigkeit anzugehören.

Und jetzt trafen sie sich — zu Rom am Grabmal der Scipionen! So flüchtig, daß nicht einmal das Nothwendigste zu gegenseitiger Orientirung gefragt und beantwortet werden konnte. Wie kam Aurel, der arme Schulmeisterssohn aus Ostpreußen hieher —? wie in Gesellschaft dieser Dame, die eine russische Fürstin war, oder wenigstens vorstellen wollte —? Erinnerungen, Gedanken und Fragen der buntesten Art stürmten auf ihn ein und verwirren ihn, als er am Colosseum vorüber das alte Forum entlang schritt und durch die engen Straßen unterhalb des Capitols seinen Weg in das neue Rom suchte. Die abendliche Corsofahrt hatte bereits begonnen; der Menschenstrom zog ihn in sich hinein und trieb ihn willenlos fort.

Er konnte nicht erwarten, Aurel schon zu Hause zu finden, beabsichtigte auch nicht, ihn heute noch aufzusuchen. Es hatte ihn doch ein wenig verstimmt, daß er ihm nicht mehr Zeit gönnte, nicht einmal nach seinem Logis fragte. Aber je näher er der Seitenstraße kam, nach welcher Aurel die Lage des Palazzo's bestimmt hatte, desto neugieriger wurde er doch, zu erfahren, wie der Freund sich eigentlich eingerichtet habe. Und nun hatte er das stattliche Gebäude zur Seite, er durfte nur in die Halle treten, die den Durchgang nach dem von Säulen eingefassten Hofe bildete, und den Portier befragen, der in grüner Livree und mächtigem Dreimaster auf- und abspazierte. Warum sollte er sich das versagen?

Er fragte, ob Herr Ebert hier anzutreffen sei. Signor Eberto sei mit Ihrer Durchlaucht ausgefahren, lautete die Antwort. Ob er hier wohne? — Nein, einige hundert Schritte weiter in einem Hotel. — Wer hier wohne? — Ihre Durchlaucht die Fürstin Wotwoloj, eine sehr reiche Dame. — Ob sie verheirathet sei? — Nein, Wittwe. — Ob Signor Eberto häufig hier verkehre? — Täglich! — Mehr zu fragen, schien indiscret. Er werde sich morgen wieder melden, sagte er und ging. Warum hatte ihn Aurel denn nicht nach seinem Hotel bestellt?

Seine Visite am nächsten Vormittage mußte der vornehmen Dame gelten; es war ein Zufall, wenn er zugleich Aurel bei ihr traf. Er hatte sich deshalb zum

Fraß und zur weißen Binde bequem. Der Portier begrüßte ihn sehr zuvorkommend und wies ihn die Treppe hinauf. Dort empfing ihn in einem reizend eingerichteten Vorgemach ein anderer Thürsteher. Ihre Durchlaucht sei zur Besichtigung eines Bildes ausgefahren, das ein dem Hause befreundeter Künstler nur für den einen Tag ausgestellt habe, lasse ihn aber erlauben einzutreten und sich kurze Zeit zu gebulden; die Gesellschafterin der Fürstin werde ihn bis zu deren Rückkehr unterhalten. Es war also auf ihn gerechnet. Er trat in einen mit allem erdenklichen Luxus ausgestatteten Salon.

Eine Minute darauf öffnete sich die Flügelthür und auf der Schwelle erschien eine Dame . . . eine Dame — er traute seinen Augen nicht, und doch — kein Zweifel: die blonde Pfarrerstochter stand vor ihm, etwas größer und voller, auch sechs oder sieben Jahre älter geworden, aber doch dasselbe freundliche, milde Gesicht, dasselbe blaue Auge, dasselbe schlichte blonde Haar. Eugen, nachdem die Wirkung dieser neuen Ueberraschung glücklich überwunden war, eilte ihr denn auch wie einer alten Bekannten entgegen, faßte ihre schon beim Eintreten vorgestreckte Hand und rief freudig: „Marie — Fräulein Marie —! Sie die Gesellschafterin der Fürstin? Ja, das hatte ich nicht erwartet!“

Marie rührte dieses Wiedersehen zu Thränen; sie konnte nicht sogleich antworten und stotterte dann: „Das muß Ihnen freilich . . . unerwartet kommen . . . Ja, wie lange ist's denn her, daß Sie . . .“ O, diese Freude für Aurel!

Jetzt erst fiel ihm wieder Aurel ein. Der Calcul in Betreff seiner complicirte sich durch diese Begegnung mit Marie Hammer noch mehr. Ganz plötzlich schoß ihm ein Gedanke auf — er wurde so schnell zur zwingenden Ueberzeugung, daß er ihm sofort Worte geben mußte. „Sie und Aurel sind gewiß längst ein Paar?“ fragte er, oder fragte er eigentlich nicht, sondern erkundete er in einem Tone, als ob die Antwort sich von selbst verstände.

Marie erschrak sichtlich, wurde kreidebleich und dann wieder feuerroth. Sie senkte die Augen; ein Paar Thränen rollten über die Wangen. „Ach nein —!“ sagte sie, wie hastig abwehrend, „wie können Sie glauben . . .“

Eugen merkte, daß er eine Dummheit gemacht habe. Seine Uebereilung that ihm leid. „Verzeihen Sie“, bat er, „es kam mir so . . . ich weiß selbst nicht, wie es mir so kam, aber ich hätte im Augenblick darauf schwören mögen. Sie die Gesellschafterin der Fürstin — er ihr Haushofmeister — und nach allem, was ich von früher her . . .“ Er brach ab, weil er merkte, daß er von Neuem Gefahr lief anzustoßen. „Verzeihen Sie“, wiederholte er, „ich bin der Heimath seit Jahren ganz entfremdet. Als ich im Pfarrhause den letzten Abschied nahm, sah ich Sie am Krankenbette Ihrer lieben Mutter . . .“

„Sie starb schon im nächsten Winter“, berichtete Marie, die sich wieder gefaßt hatte. „Seitdem habe ich meinem Vater die Wirthschaft geführt — bis vor Kurzem . . . Aber erzählen Sie doch von Ihren Erlebnissen, Herr von Trettau, die gewiß viel interessanter sind, als die meinigen.“ Sie bot ihm einen Sessel.

„Ach! da ist wenig und viel zu sagen“, entgegnete er, ihr gegenüber Platz nehmend, „das Beste muß ganz allmählig und beiläufig zum Vorschein kommen, und ich hoffe, die Zeit dazu wird uns nicht fehlen. Daß ich Astronomie studirte, wissen Sie — vielleicht auch, daß ich einige Jahre in Paris und London zubrachte. Ich

bin meiner Wissenschaft leidenschaftlich ergeben geblieben. Sobald ich nach meiner Großjährigkeit — ich brauchte vierundzwanzig Jahre nach altem Gesetz — die freie Verfügung über mein kleines Vermögen erhielt, beschloß ich es in ihrem Dienst zu verwenden. Wo eine Expedition zum Zweck wichtiger astronomischer Beobachtungen ausgerüstet wurde, schloß ich mich ihr an, ohne die Kosten zu scheuen. Ich habe Indien gesehen, und so eben komme ich aus dem glücklichen Arabien; wie Sie sehen, ziemlich verbrannt, aber auch stark abgebrannt, bei alledem mit Schätzen beladen, die mir wohl zu einer deutschen Professur helfen können, wenn ich sie nur halbwegs zu nützen verstehe. Nun aber zu Aurel! Wie ist es ihm gegangen? Informiren Sie mich, bestes Fräulein. Was ist's eigentlich mit dieser Fürstin Dowolof? Wo und wie hat er ihre Bekanntschaft gemacht?"

„Mein Himmel! Sie wissen nicht —?“ rief Marie überrascht. „Ich glaubte, das hätte er Ihnen gesagt, als er Sie hierher einlud. Die Fürstin ist ja Niemand anders, als — Anna . . .“

„Anna?“ Herr von Trettau starrte sie groß an. „Ihre Schwester Anna?“

Marie lächelte. „Meine Schwester nun wohl nicht . . .“

„Nicht Ihre Schwester? Aber von wem sprechen Sie denn?“

„Von derselben, die Sie meinen, und die ich daher wohl unsere Anna nennen durfte.“

„Ja, dann stürzen alle Stützen meines Gedächtnisses ein“, rief er ganz außer sich. „Lösen Sie mir diese Räthsel.“

„Gern“, sagte Marie, freundlich mit dem Kopf nickend. „Es ist eine etwas wunderbare Geschichte, aber auf die Wahrheit der Thatfachen dürfen Sie sich verlassen, und mehr als Thatfachen will ich nicht mittheilen. Ich habe Anna lange für meine Schwester gehalten; sie war aber ein angenommenes Kind meiner guten Eltern, die sich der armen, von aller Welt verlassenen Waise erbarmt hatten.“

„Und auch Anna wußte nicht . . .?“

„Damals noch nicht, als Sie uns mit Aurel zum ersten Mal besuchten. Erst nach meiner Einsegnung im nächsten Frühjahr erfuhrn wir, was wir doch einmal erfahren mußten. Bei Anna stand es nun sofort fest, daß sie meinen Vater so bald als möglich jeder weiteren Sorge um ihre Zukunft überheben, daß sie sich eine selbstständige Stellung in der Welt erringen müsse. Ich zweifle nicht, daß sie dabei in schwesternlicher Liebe mehr an mich, als an sich dachte; sie wußte, daß mein Vater mir einmal nur wenig hinterlassen könnte, und wollte der Nothwendigkeit einer Theilung vorbeugen. Vielleicht sehnte ihr lebhafter Geist und ihr energischer Charakter sich auch aus der Enge des Pfarrhauses hinaus. Von meinem Vater in allen Schulwissenschaften gut vorbereitet und mit dessen Empfehlungen ausgestattet, besuchte sie ein Seminar, zeichnete sich beim Examen aus und erhielt bald eine Gouvernantenstelle in einem hochadeligen Hause in Livland. Dort lernte eine Schwester des Gutsherrn, die an einen russischen Fürsten verheirathet war und sich mit ihren Kindern besuchsweise auf dem Schlosse aufhielt, sie kennen und schätzen. Sie ruhte nicht eher, bis ihr Bruder und ihre Schwägerin einwilligten, ihr Anna zur Lehrerin für ihre eigenen Kinder abzutreten. So folgte denn Anna etwa ein Jahr nach ihrer Abreise von uns der liebenswürdigen Dame in das Innere von Rußland nach einem hinter Moskau gelegenen Gute. Sie können denken, wie sehr uns die Nachricht er-

freute, daß man sie dort mit ausgezeichnete Hochachtung und Freundlichkeit behandle und wie eine Angehörige der Familie an allen gesellschaftlichen Beziehungen derselben theilnehmen lasse. Aber noch Unerwarteteres sollte sich ereignen. Ein Onkel des Fürsten, ein alter Militair, quittirte den Dienst und zog sich auf seine Güter zurück. Er besaß ein Schloß ganz in der Nähe und besuchte von da aus oft seinen Neffen, um sich, selbst ein alter Junggefell, an dessen Familienglück zu erfreuen. Fürst Dimitri Wowolof sah Anna, vergaß seine sechsundsiebszig Jahre, seine Fürstlichkeit, ihre untergeordnete Lebensstellung und Armuth und bot ihr seine Hand an. Sie sollte der warme Sonnenschein seiner letzten Jahre, das Glück und die Freude seines Alters sein. Er habe nicht mehr lange zu leben, sagte er ihr, sie opfere ihm also nur einen Theil ihrer Jugend, und sie werde im Besiz seiner großen Verlässenshaft volle Freiheit haben, das Leben zu genießen. Anna zögerte, dieses Anerbieten anzunehmen, das ihr so schwere Verpflichtungen auflegte und sie vielleicht mit ihren Wohlthätern veruneinigte. Aber die Fürstin selbst, die der leidenschaftliche alte Herr für seinen Plan gewonnen hatte, trat als seine Verbündete ein und redete zu. Wir wollen es einer armen Gouvernante nicht zu schwer verdenken, wenn sie sich dann doch von dem Glanze eines fürstlichen Namens und Reichthums blenden ließ; und warum soll sie nicht auch für einen Verehrer, der so rücksichtslos ihrer Schönheit huldigte, wirklich eine herzliche Zuneigung empfunden haben, wenn dieselbe auch nicht Liebe heißen konnte? Der Verlobung folgte die Hochzeit auf dem Fuße. Eines Tages hielt ein großer Reisewagen vor der Thür des Pfarrhauses. Fürst Wowolof mit seiner Gemahlin wurde gemeldet — wenige Minuten darauf lag Anna an meiner Brust.“

Eugen hatte sich vorgebeugt, um gespannter zu hören. Nun Marie eine Pause machte, fuhr er wie aus einem Traum auf und wiegte den Kopf. „Das ist in der That eine wunderbare Geschichte“, bestätigte er, „aber es läßt sich erklären, daß der alte Haubegen . . .“ Er murmelte den Schluß in sich hinein. Sonderlich zu gefallen schien ihm die Geschichte nicht; er hatte die Augenbrauen fest zusammengezogen und blickte zur Erde.

„Das Verhältniß schien ein recht glückliches zu sein“, fuhr Marie fort. „Anna bewegte sich darin ganz frei und ungezwungen. Sie gab sich ihrem „alten Papa“ mehr wie eine zärtliche Tochter, als wie eine Frau, und sein soldatisch derber Humor, den sie frei walten ließ, half ihm allemal leicht über seinen grauen Kopf und über sein Podagra hinweg, indem er ganz ehrlich jedes Ding beim rechten Namen nannte. Wunderbar schnell hatte sie sich die Formen einer großen Dame angeeignet, ohne von ihrer natürlichen Munterkeit etwas zu verlieren. In ihr Innerstes ließ sie auch mich, ihre Schwester und Freundin, nicht schauen. Ich hielt nämlich im Stillen an der Meinung fest, daß es doch eine geheime Kammer ihres Herzens geben müßte, in die der Sonnenschein, der so hell auf ihrem Gesicht lachte, nicht zu fallen vermöchte. Doch was rede ich da? Anna hat allen Grund, mich eine unverbesserliche Pedantin zu schelten.“

Eugen schüttelte den Kopf. Was sie sagte, war ihm sympathisch.

„Ich sollte durchaus das fürstliche Paar auf Reisen begleiten“, setzte Marie ihre Erzählung fort, „aber ich widerstand dieser Versuchung ohne Mühe. Ich hatte damals . . .“ Sie stockte, senkte die Augen und zupfte an den Spitzen ihres Ärmels.

Erst nach einer längeren Pause hob sie wieder den Kopf und schien mit einem prüfenden Blick zu erkunden, wie weit dem Gast zu vertrauen sei. „Es traf sich gerade zufällig so“, fuhr sie leiser fort, „daß Aurel im Schullehrerhause zum Besuch war; er bereitete sich auf das letzte Examen vor — es kam ihm, wie er meinem Vater versicherte, darauf an, recht bald ein Amt und Einkommen zu erlangen, und mein Vater glaubte zu wissen, weshalb? Anna zog ihn aus seiner Klausur und beschäftigte sich viel mit ihm — mehr, schien mir, als dem alten General gefiel. Er dürfte nicht seine Studien auf das Nothwendigste beschränken, bereedete sie ihn; die beschränkte Thätigkeit eines Magisters könne ihn auf die Dauer nicht ausfüllen, und wenn sie ihn ausfülle, sei es schade um ihn; er müsse zunächst in die weite Welt, an größern Aufgaben seine Kräfte prüfen, gerade er, der so lange unter dem Druck kümmerlicher Verhältnisse gestanden habe, dem man an der bescheidenen Haltung und verlegenen Miene noch immer den Schulmeisterlohn vom Lande abmerke. Das stachelte Aurels Ehrgeiz, und die Mittel stellte sie ja — nicht ihm, sondern in zartester Weise seinem Vater — vollaus zur Disposition. Bald nach ihrer Abreise nahm auch Aurel Abschied, und — erst nach Jahren sah ich ihn hier in Rom wieder.“

„So — so ...“ murmelte Eugen. „Aber wie kam es, daß Sie ...?“

„Die Gesundheit des Fürsten erwies sich nicht als dauerhaft. Schon unterwegs zeigten sich sehr bedenkliche Lähmungserscheinungen; in die Heimath zurückgekehrt, verfiel er einem Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Anna hat ihn mehrere Jahre hindurch mit der aufopferndsten Treue gepflegt und er vergeltete sie dafür wie eine Heilige. Als er die Augen geschlossen hatte, war sie Herrin seiner großen Güter. Eines Tages im letzten Späthommer hielt wieder die bekannte hochbepackte Kutsche vor unserer Thür; eine schwarzgekleidete Dame stieg aus und warf sich in meine Arme. Ich konnte zu fragen, sagte Anna, ob Du mich jetzt begleiten willst? Der Wittwe wirst Du hoffentlich diesen Liebesdienst nicht weigern. — Mein alter Vater, so schwer er mich entbehren konnte, meinte doch seine ganze Verehrtheit aufbieten zu müssen, mich diesem Plan geneigt zu stimmen. So willigte ich ein. Hätte ich geahnt ...“

Sie unterbrach sich und ließ in merklicher Unruhe den Blick von ihm ab zur Erde gleiten. „Hätten Sie was geahnt ...?“ fragte er nachhelfend.

Marie blieb die Antwort schuldig. „Wir durchkreuzten Deutschland“, berichtete sie eiliger und trockener, „die Schweiz, Norditalien — nahmen unseren Winteraufenthalt in Florenz. Dort erfuhr ich, daß ... Aurel in Rom sei und Klosterbibliotheken durchstöbere. Nun hielt es Anna nicht länger — sie strebte nach Rom. Ich weiß nicht, warum ich mich beinahe vor einem Wiedersehen fürchtete ... wie konnten diese Jahre in der Fremde nicht den alten Jugendfreund verändert haben? Und ich war ja noch immer dieselbe — und Anna ...“, sie stand auf. „Aber sie bleiben recht lange. Da haben Sie nun alle unsere Erlebnisse.“

Sie hatte sicher die Absicht, diese letzten Worte recht leicht weg zu sprechen, aber das gelang ihr sehr unvollkommen. Als sie dann an's Fenster trat, nickte Eugen mittheilend hinter ihr her. Das arme Kind! dachte er bei sich — sie hat nicht aufgehört, ihn zu lieben, und er ... Ein Wagen rollte heran. „Sie sind es!“ rief Marie, sich rasch zurückwendend. Sie hatte vergessen, eine Thräne von der Wacke fortzuwischen, die nun das heitere Gesicht ironisirte. Die Thüren flogen auf.

Sie eilte den Ankommenden entgegen und rief hinaus: „Eugen — Herr von Trettau ist da! Wie lange ihr aber bleibt!“

Der grüne Lärstehler trat ein und postirte sich militärisch. Die Fürstin rauschte an ihm vorüber in den Salon, Aurel folgte ihr auf dem Fuße, immer ängstlich bemüht, ihr nicht auf die Schleppe zu treten. Er grüßte den alten Freund von Weitem mit den Augen, schien aber sonst der Dame des Hauses, wie einer Respectperson nicht doreilen zu wollen. Anna küßte Marie herzlich und tupfte mit dem Spizentuch über ihre Wacke hin. „Hast Du geweint?“ fragte sie. „Doch nicht über meine rührende Lebensgeschichte, die Du wahrscheinlich Herrn von Trettau hast erzählen müssen? Ich verzögerte absichtlich die Rückkehr, um Dir Zeit zu lassen.“ Marie hatte sich erschrocken abgewandt. Nun erst begrüßte Anna den Gast. „Richt wahr?“ sagte sie mit schalkhaftem Humor, „Sie wissen schon alles. Um so besser! Ich habe also nichts mehr zu erklären nöthig, und will mich mit Geduld fügen, wenn ich Ihnen nun so uninteressant bin, wie ein gelöstes Räthsel.“

Er küßte ihre Fingerspitzen. „O, das Räthsel ist noch lange nicht gelöst“, antwortete er, „nur aufgegeben, Durchlaucht . . .“

Sie lachte laut auf. „Durchlaucht! Aus Ihrem Munde das! O, es ist zu comisch. Und was für ein feierliches Gesicht Sie dazu . . .“ Sie hatte das Hüthchen abgenommen und den leichten Shawl von der Schulter abgeworfen; Marie trat zu und ließ sich beide Gegenstände reichen. „Aber willst Du nicht die Kammerjungfer rufen?“ sprach sie ein und ließ sich doch den Dienst gefallen. „Gut, gut, Du liebes Nörthchen, nimm nur. Natürlich soll kein fremdes Gesicht dieses Wiedersehen stören!“ Sie wandte sich wieder Eugen zu. „Ein sehr freundschaftliches Wiedersehen —! Durchlaucht, ha, ha, ha! Und wir haben im Parkreuzgarten zusammen Greifen gespielt!“

Er juckte die Achseln. „Ja, aber seitdem —“

„Sind freilich einige Jahre vergangen — wir sind alt geworden — ich wenigstens, ich! Nach meinen Erlebnissen könnte ich gut Methusalems Alter haben. Ist es nicht zu albern, daß uns Frauen so etwas passiren kann? Wenn ein Mann den klügsten Kopf hat und ein ganzes Leben von Arbeit und Sorge daran setzt, was erreicht er im besten Falle? Und so ein lieblich hübsches Mädchengesicht mit ein Paar muntern Augen darf nur das Glück haben zu gefallen, um auf Titel, Würden und Reichthümer herabzublicken zu können. Glauben Sie mir, so lange das weibliche Geschlecht so mühelos erntet — wenn auch nicht in jedem Falle! — hilft kein Moralpredigen der Emancipationsapostel. Lassen wir den grünen Buchsen draussen das Vergnügen, ihre unschätzbaren Dienste einer fürstlichen Durchlaucht zu widmen, und bleiben wir hier immer hübsch unter uns. Sind Sie einverstanden?“

„Ganz einverstanden, gnädige Frau, obgleich mich auch die Durchlaucht sehr wenig geniren würde. Ich finde jede Form bequem, die mir die volle Freiheit der Bewegung läßt, und ein Titel ist mir allemal — ein Titel.“

„Hörst Du, Aurel?“ wandte sie sich zu diesem zurück, „so spricht ein Mann, der auf sich selbst steht. — Aber haben wir nicht die Pflicht, im freundschaftlichen Verkehr jeder Form möglichst viel Inhalt zu geben? Kennen Sie mich Frau Anna! das klingt gut und ist eine Wahrheit.“



Er küßte ihre Hand — diesmal nicht nur die Fingerspitzen. „Das ist etwas Anderes“, sagte er. „Und so erlauben Sie denn, Frau Anna, daß ich auch den alten Freund nicht vergesse, dem ich gestern nur so im Vorbeilaufen einen Kuß abgehakt habe. Sei begrüßt!“

Aurel hatte lange schon auf diesen Moment gewartet; er eilte vor, umarmte Eugen stürmisch und klopfte ihm wiederholt die Schulter. „Ich habe ihn gestern schon tüchtig ausgescholten“, bemerkte Anna, „daß er Sie nicht zu mir in den Wagen nöthigte.“

„Ja — wo hat man immer gleich seinen Kopf“, entschuldigte er.

Man setzte sich um den runden Tisch von Florentiner Rosait. Marie ließ sich's nicht nehmen, selbst das Frühstück zu besorgen. Eugen hatte Gelegenheit, die wiedergefundenen Freunde genauer zu betrachten. Er wunderte sich gar nicht, daß er Anna in der Fürstin gestern nicht sofort wiedererkannt hatte. Es waren freilich noch dieselben Grundzüge des Gesichts, aber alles Unvermittelte hatte die feinste Ausgleichung gewonnen, jede Form ihr reinstes und sicherstes Gepräge; die lebhaften braunen Augen schienen noch größer geworden; gleichsam in einer zierlichen Reminiscenz an die geniale Jugendfrisur kräuselten sich ein paar leichte Haarlöcher über der glatten Stirn und fielen aus dem mit kunstvollem Kämme zusammengehaltenen Nest zwei Zopfspitzen auf die Schultern hinab, noch immer lang genug, um auch in dieser absichtlichen Verkürzung den Reiz einer weniger Begünstigten zu reizen. Aber die Augen schauten nicht mehr so begehrlieh in's Weite, und der Kopf drehte sich nicht mehr so schnell, daß die Zöpfe Rad schlügen. Die Gestalt hatte alles Eckige verloren und eine behagliche Fülle gewonnen; selbst die Hände, die früher zu lang und gestreckt schienen, zeigten nun zu den volleren Armen das beste Ebenmaß. Eugen mußte sich gestehen, daß seine erste Liebe ein wärmeres Gedächtniß verdiente, als er ihr bewahrt hatte. Anna war schön — sehr schön! Arme Marie!

Auch Aurel hatte sich verändert, aber die Veränderungen erwiesen sich dem aufmerkamen Blick mehr als äußerliche, lose angefügte. Er war auf's eleganteste frisiert und gekleidet; hätten Friseur und Schneider einen Gentleman aus ihm machen können, es hätte wahrlich an nichts geiehl. Sah man jedoch näher hin, so war überall irgend eine Kleinigkeit nicht ganz in Ordnung: eine Locke der lichtbraunen Scheitel wollte durchaus nicht halten und wippte bei jeder Bewegung zur Nase hinab — früher hatte er das volle, etwas struppige Haar mit den fünf Fingern aufgestrichen, jetzt wagte er nur eine schwächterne Nachhilfe, die ihn sehr komisch ließ; die sonst untadelige Kravatte saß einige Linien zu weit nach links; einer der goldenen Hemdenknöpfe hatte das untere Knopfloch nicht gefaßt; die Uhrkette war verdreht — und wie Eugen dann so weiter abwärts schaute, glaubte er zu seinem innersten Gaudium sogar zu bemerken, daß die Stiefel zweien verschiedenen Paaren angehörten. Der deutsche Gelehrte verleugnet sich auch in Gesellschaft einer Fürstin nicht, dachte er bei sich. Er war scheinbar immer die Aufmerksamkeit selbst, vielleicht aber gerade deshalb, weil er seine Zerstretheit kannte und nicht merken lassen wollte; manchmal gab er mit ernstestem Gesicht die confusesten Antworten. Sein Benehmen gegen die Fürstin war nicht frei von einer Devotion, die zu dem brüderlichen Du nicht recht passen wollte: er bemühte sich sichtlich, ihr zu beweisen, daß er sich ganz in ihrem Dienste wisse, opponirte nur mit den gewähltesten Vorbehalten und beachtete Marie

möglichst wenig, als ob er der Herrin damit einen Gefallen zu erweisen meinte. Sprach er doch mit Marie, so geschah es in einer ganz andern Tonart, Eugen meinte aus einer natürlicheren. Er vermied es dabei sie anzusehen, und wenn er sie auch ansah, irrte sogleich ein flüchtiger Blick auf Anna ab, ob er beobachtet werde. Eugen entging nichts davon.

Er mußte zu Mittag bleiben. Die alten Erinnerungen wurden vorgefucht und durchgesprochen. Wie man einander nur so nahe gestanden und dann doch Jahre lang kein stärkeres Bedürfnis gefühlt haben könne, einen regen Verkehr zu unterhalten! Weil alle Jugend sich in Wünschen und Neigungen ziemlich gleich sei, meinte Eugen, die realen Bestrebungen aber sofort zu verschiedenen Wegen wiesen. Jeder müsse sehen, was er im Kampf des Lebens aus sich gestalten könne, und dabei verliere er leicht den Genossen aus den Augen, der auf einer andern Linie posirt sei. Wenn man sich dann aber wieder treffe, zeige sich doch, daß nichts fester halte, als eine Jugendfreundschaft. „Es giebt nur wenig Unvergeßliche im Leben“, fügte er hinzu, „und dieses wenige fällt zum besten Theil in die Lehrzeit. Es wird sich schon noch mächtig erweisen, wenn wir erst die unruhigen Wanderjahre hinter uns haben und uns zur Ruhe sehen.“ Anna verlangte Bericht über seine Kreuz- und Querzüge; er erzählte viel und interessant. Einige Stunden verfloßen schnell.

Die Unterhaltung wurde bald eigentlich nur noch zwischen Eugen und Anna geführt. Aurel, der sehr vergnügt ausah und immer von Zeit zu Zeit nickte, um zu zeigen, daß er bei der Sache sei, dachte doch sicher an etwas anderes. Allmählig fing er seine Nachbarin zur linken mehr zu beachten an, näherte sein Glas dem ihrigen und erinnerte an die beiden Väter dahim, erzählte auch, daß er heute ganz früh schon der Ausgrabung eines sehr merkwürdigen Reliefs beigewohnt habe. Er fing an die einzelnen Figuren zu beschreiben, ihre Stellungen, ihre Kleidung, deutete, ergänzte und zischelte zuletzt immer eifriger und lebhafter mit vorgebeugtem Kopf. Als wieder die Locke über die Stirn fiel, vergaß er sich so sehr, daß er einen vollen Griff in's Haar that und darin eine unhölbare Verwirrung anrichtete. Marie schien die Aufmerksamkeit, die er ihr schenkte, eher zu beängstigen, als zu erfreuen. Sie vermied es augenscheinlich, ihm das volle Gesicht zuzuwenden, und blickte manchmal so scheu auf Anna, als geschehe derselben ein Unrecht.

War Frau Anna derselben Meinung? Eugen bemerkte, daß sie ihm nicht mehr folgte, sondern heimlich das Paar beobachtete, das sich zu isoliren wagte. „Habt ihr beide Geheimnisse?“ konnte sie sich endlich nicht enthalten zu fragen. Aurel fuhr erschreckt auf, und Marie erröthete ein wenig. „Wie gesprächig er sein kann!“ fuhr sie neckend fort, „und ich erhalte meist nur die magersten Antworten.“ „Es sei von einem alten Bildwerk die Rede“, entschuldigte die Blonde. „Ja, von dergleichen Zeug mit abgestoßenen Nasen ist er gar nicht fortzubringen“, rief Anna lachend und mit dem Fächer auf seine Schulter klopfend, „aber im Uebrigen weiß ich in der ewigen Stadt noch immer besser Bescheid, als er, obgleich er so viel länger darin gehaust hat. Wenn ich meinen Bädeler nicht immer bei mir hätte —!“ Sie hob die Tafel auf. Wundersame Störungen! dachte Eugen bei sich.

Es wurde zum Abend der gemeinsame Besuch eines Theaters verabredet. Bis dahin ertheilte die Fürstin großmüthig den Freunden Urlaub. „Das schwächere Ge-

schlecht muß ein wenig nicken“, sagte sie, Marie umarmend und mit sich fortziehend. —

Karel saßte Eugen unter, als sie auf die Straße hinausgetreten waren, und drückte seinen Arm. „Es ist mir recht lieb“, meinte er, „daß wir noch eine Stunde ganz für uns haben, Vester.“ Sie gingen die Via Condotti entlang und die spanische Treppe hinauf nach dem Monte Pincio. Dort oben war's lustiger und die Bäume gaben Schatten.

Hatte Eugen erwartet, daß der Freund nun die Gelegenheit wahrnehmen werde, sich herzlich auszulaudern, so sah er sich freilich getäuscht. Karel schien sich immer tiefer in seine Gedanken zu versenken. Dabei drückte er doch wieder von Zeit zu Zeit zärtlich des Freundes Arm, ein Zeichen, daß er sich dessen Nähe bewußt war. Endlich nicht weit von dem freien Platz, auf dem die einsame Palme steht, machte er plötzlich Halt, kehrte ihm das Gesicht zu und fragte: „Was denkst Du nun eigentlich von alledem?“

Eugen war wirklich überrascht. „Wobon?“ fragte er.

Karel zog ihn in einen Seitengang. „Von der Fürstin — von Marie — von mir —“ antwortete er stothweise, „kurz von alledem.“

„Das ist etwas viel auf ein Mal.“

„So sprich Dich im Einzelnen aus, Eugen.“

„Lieber Freund . . .“

„Ich bitte Dich, sprich Dich aus, Eugen!“ bat Karel dringender. „Ich werde Dir dankbar sein. Geh, —! wenn man's unmittelbar, theilhaftig, wie ich, — hierhin und dorthin gezogen wird . . . was soll ich Dir sagen? man verliert jedes sichere Maß, sieht kaum noch die Bahn, die man sich vorgezeichnet hat, kommt in ein Schwanken und Taumeln . . . wahrhaftig! ich fühle mich manchmal wie betrunken. Bin ich wirklich berauscht —? bin ich krank —? befinde ich mich in einem Uebermaß von Wohlsein —? ich weiß es nicht. Du trittst aus der Ferne heran — wir sind Dir alte Bekannte und doch gleichsam wieder neue Menschen — warte nicht ab, bis sich diese Eindrücke verwischen und abstumpfen, mit einem Wort: sprich Dich aus! Wie habe ich mich nach einem Freunde und Berather gesehnt! Denke Dich zurück in unser Dachstübchen im Schullehrerhause — sei mir, was Du mir damals warst! Willst Du?“

Eugen merkte, daß er da vor den heiligsten Geheimnissen einer Freundesseele stand — der Hauch eines Wortes durfte nur an die sanft angelehnten Porten rühren und sie sprangen weit auf. Durfte er eintreten?

„Du überlegst?“ mahnte Karel.

„Ich komme vielleicht aus zu weiter Ferne . . .“ antwortete er.

„Rein, nein!“

„Gut! Darf ich fragen?“

„Frage.“

„Eins nach dem andern und erst das Wichtigste: wie stehst Du mit Marie?“

„Mit Marie — ja, das ist's ja eben —! Warum nennst Du das das Wichtigste?“

„Wenn ich wirklich zurück soll bis in das Dachstübchen in Deines Vaters Hause . . .“

„Freilich, das sollst Du.“

„Ich erinnere mich eines herrlichen Abends. Wir waren bis spät im Pfarrergarten gewesen, hatten vertraulich in der Geißblattlaube gesessen, die der Vollmond so zauberhaft durchleuchtete. Es war eine so milde, weiche Luft, daß selbst die Pfarrerin zu bleiben wagte, und sie sprach nun in ihrer freundlichen Weise von der Schönheit der Natur und von Gottes Güte, die sich dem dankbaren Gemüth so reich zu erkennen gebe — sie die Kranke, immer Leidende! und ich getraute mir nicht, diese frommen und beglückenden Empfindungen durch meinen lehrerischen Widerspruch zu stören. Die Mädchen saßen ihr zur Seite, und wir ihnen gegenüber, und der Mond streifte die weißen Stirnen und vergoldete ihr Haar. Es war alles wie Zauber — und als wir nun über die stille Dorfstraße nach dem Schullehrerhause wanderten — wie jetzt, Arm in Arm — stand der Mond noch hoch über dem spitzen Kirchturm, und wir freuten uns darüber und sagten wie aus einem Munde: der wird uns noch lange in's Stübchen scheinen! Und so war's. Wir ließen das Fenster auf, steckten unsere langen Pfeifen in Brand, lehnten uns hinaus und pafften den guten, geduldigen Mond so recht gemüthlich an. Dabei gingen uns denn natürlich auch die Herzen auf, und wir sprachen erst vom Pfarrer und von der Pfarrerin und wußten beide doch, daß wir eigentlich gar nicht sie meinten, sondern —“

Eugen lächelte einen leisen Ruck seines Arms; er hielt einen Augenblick in seiner Schilderung ein, aber Aurel sagte nichts, sondern seufzte nur leise. „Ich schwärmte damals für die braune Anna —“ fuhr er in etwas veränderter Tonart fort.

„O! es war Dir doch nicht Ernst damit!“ rief Aurel.

„Damals gewiß. Das muntere Mädchen mit den Blühaugen und den langen braunen Zöpfen hatte meine ganze Phantasie wie in ein Netz eingefangen. Ich trat Dir ja auch nicht zu nahe, denn Du gestandest mir zum so und sovielften Mal, daß Du die blonde Marie liebtest — Ich werde der glücklichste der Menschen sein, sagtest Du . . . mit vielleicht zu jugendlichem Enthusiasmus, wenn ich sie erringe.“

„Nein, ich empfand so“, bestätigte Aurel, „ich empfand noch lange so. Meine Studentenzeit war erfüllt von diesem warmen Gefühl. O, Du weißt nicht, was das kaum sechszehnjährige Mädchen geleistet hat am Kranken- und Sterbebett der Mutter, und wie sie dann ihrem Vater eine Stütze gewesen ist, und wie auch unser Verhältniß sich immer klärer und enger gestaltete, ob wir schon gar nicht darüber sprachen und selbst nicht einmal mehr die kleinen Zärtlichkeiten austauschten, die sich die Kinder harmlos erlauben durften. Ich wollte mit dem Examen fertig werden, und dann geradeaus vor den Vater treten. Und so war's sicher auch gekommen, wenn wir ganz ungestört geblieben wären — — Da kreuzte Anna unsere Bahn . . .“

„Die Fürstin Dowolof“, sagte Eugen.

„Ja, die Fürstin Dowolof“, wiederholte Aurel, „nicht mehr Anna. Ich muß Dir gestehen, daß ihre Condenienzheirath mich sehr gegen sie erkälte hatte, daß ich ihr beim Wiedersehen fast unfreundlich begegnete. Aber wie bald schwanden diese Wolken des Mißmuths — und sie legte es sichtlich darauf an, sie zu verschuchen! Was war in diesen Jahren aus ihr geworden? Ein Weib von wahrhaft strahlender Schönheit. Sie war bezaubernd — selbst in ihrem Verhältniß zu dem alten General; und Marie neben ihr . . . Ich will nicht sagen, daß sie in meinem Herzen etwas verlor — gewiß nicht! Aber in meinen Augen doch, in meiner Phantasie —“

ich beschäftigte mich nicht mehr ausschließlich mit ihr, ich nahm sie nicht mehr zum Maß aller Dinge, ich betrachtete sie nicht mehr, wie sonst, als unvergleichlich, einzig in meiner Schätzung. Es ging mir wie eine ganz neue Entdeckung auf, daß unser Dorf und das Pfarrhaus darin doch am Ende nicht der Mittelpunkt der Welt sei, und daß das Leben sich mit einem freieren Blick erfassen lasse, als an den ich in der Enge meiner kümmerlichen Verhältnisse gewöhnt sei, und daß es erstrebenswerthere Ziele gebe, als das Rektorat in einer kleinen Stadt, oder das Katheder einer Gymnasialprima. Wenn sich so ein Gedanke aber erst fest einnistet, banne ihn dann einmal! Liebster Freund — ich gab die Hoffnung nicht auf, Marie heimzuführen: aber es sollte nicht gleich geschehen, ich wollte nichts übereilen. Mein Ziel war höher gestellt, ich brauchte längere Zeit bis dahin, und mein Kopf mußte frei sein. Ich schwieg, ging nach Berlin, nach Wien, nach Italien. Der Gedanke, einen häuslichen Heerd zu gründen, trat immer mehr zurück, mein ganzes Streben war darauf gerichtet, mir durch eine wissenschaftliche Arbeit von Bedeutung einen Namen zu machen. Vor einigen Monaten ... Aber das Letzte weißt Du ja."

Eugen verlangsamte allmählig ihren Schritt und blieb plötzlich stehen. „Du liebst die Fürstin?“ fragte er schnell.

Kurel fuhr erschreckt zusammen. „Würdest Du das für Tollheit halten?“

„O — warum ...?“

„Ich — der Dorfschullehrersohn —!“

„Die Liebe gleicht alle Unterschiede aus. Liebst Du die Fürstin?“

„Eugen —!“

„Gerade heraus und auf Freundeswort!“

„Lieben — wie ich es sonst verstand ...? Sie hat sich aber doch meines ganzen Denkens und Empfindens bemächtigt — ich könnte ihrerwegen der größte Narr werden.“

„Ja, aber warum sprichst Du Dich denn nicht offen mit ihr aus?“

„Ausprechen — unmöglich.“

„Und was hindert Dich?“

„Marie!“ rief Kurel, „ja — ja, Marie!“

„Ah — Marie, Deine erste Liebe.“

„Aber nicht meine vergessene Liebe. Wäre nicht Anna zwischen getreten, wir hätten längst ein Paar sein — und nun ...“

„Und nun —?“

„Nun lenkt mich wieder Marie von Anna ab. Wäre Marie nicht im Wege, ich würde längst der Versuchung nicht widerstanden haben, mich diesem schönen Weibe zu Füßen zu werfen und eine Entscheidung auf Leben und Tod zu fordern. Jetzt —! Glaube nicht, daß Marie mir nur eine unbequeme Mahnung an Versprechen bedeute, die ich mir am Ende doch nur selbst gab. Rein! das ist eben das Schlimmste, daß sie in meinem Herzen noch heute eine Macht ist ... nur vor einer Stunde habe ich es wieder erfahren.“

Eugen wiegte nachdenklich den Kopf. „Sage mir noch Eins: glaubst Du wirklich der Neigung der Fürstin sicher zu sein?“

Kurel hüftelte verlegen. „Ich kann irren. Sie steht unter einem ähnlichen, nur noch complicirteren Bann, als ich. Nimm einmal an, sie liebe mich — es wäre

doch möglich! Nun aber hat sie sicher errathen, was so lange zwischen mir und Marie spielte — und Marie ist ihre Freundin, und im Pfarrhause hat sie so viel Wohlthaten genossen; darüber kann ihr Zartgefühl nicht hinweg. Marie selbst — ach! sie ist so seelengut, sie liebt Anna und will gewiß mein Glück, und doch . . . Siehst Du! so hemmt immer einer den andern. — Es kann so unmöglich bleiben.“

„Es kann so unmöglich bleiben“, bestätigte Eugen. „Wie aber zu einem Resultat gelangen, wenn Du nicht den Muth einer Wahl hast?“

„Ich hätte vielleicht den Muth“, antwortete Aurel zögernd und leise, „wenn ich mit einiger Sicherheit . . . Aber ehe ich mich erklärte, müßte jedenfalls erst mein Buch erschienen sein — es wäre doch eine Art von Gegengewicht auf meiner Seite. Man hat mir eine Professur in einer kleinen Universitätsstadt angeboten, aber ich wage sie nicht anzunehmen. Anna will es nicht. Warum will sie es nicht? Lieber, Bester! sprich einmal mit der Fürstin, hole sie ein wenig meinerwegen aus, beobachte sie und sage mir, ob ich mich täusche. Hoffentlich bin ich noch nicht unheilbar toll; schon jetzt, da ich mich einmal mit ganzem Vertrauen geäußert habe, kommt mir mein Kopf etwas leichter vor.“

„Vertraue mir auch ferner“, sagte der Freund lächelnd. „Und nun für heute nichts mehr von so herzbewegenden Dingen, die doch am Ende keine Philosophie löst. Bereiten wir uns in einem Restaurant für das Theater vor, und dann zu den Damen.“ Er machte seinen Arm frei und zündete eine Cigarre an. —

Die Loge der Fürstin war schmal und tief. Es schien sich von selbst zu verstehen, daß Herr von Trettau als Gast den Ehrenplatz neben ihr vorn an der Brüstung erhielt. Marie hatte gebeten, sich im Hintergrund halten zu dürfen, wo ihre Augen durch den hellen Lichtschein weniger geblendet würden. Natürlich mußte Aurel nun neben ihr Platz nehmen. Die beiden waren vielleicht die aufmerksamsten Zuschauer im ganzen Theater; Anna plauderte nach italienischer Weise fast unausgesehrt mit ihrem Nachbar und schien sich vortrefflich zu unterhalten. Als man nach Hause fuhr, sagte sie scherzend: „Ich wette darauf, daß ich ein ganz neues Rom zu sehen bekommen würde, wenn ich es nochmals mit Herrn von Trettau besichtigte.“

„Warum wollen Sie den Versuch nicht wagen?“ fragte Eugen.

„Gut!“ rief sie, „fangen wir also gleich morgen mit dem vaticanischen Museum an. Hoffentlich werden wir an dem berühmten Torjo vorübersteuern können.“

Als die Herren sich vor dem Hause trennten, klopfte Aurel dem Freunde beim Abschied vergnügt auf die Schulter. „Ich werde Dir einen ruhigen Vormittag zu danken haben“, sagte er; „er soll meinen Arbeiten zu gut kommen.“

Er ließ sich wirklich nicht einmal zum Morgengruß bei der Fürstin blicken. Sie vermisse ihn doch. „Hat es ihn verstimmt“, sagte sie, „daß ich ihn für heute von seinem Amt absetzte? Er ist so leicht verlegt.“ Sie bat Marie um ein Blatt Papier und schrieb einige Zeilen an ihn. „So — das wird ihn wieder besänftigen“, meinte sie. Marie seufzte kaum hörbar, aber Herr von Trettau hatte ein sehr feines Ohr. — —

„Wissen Sie, was mir an diesen Antiken am besten gefällt?“ fragte die Fürstin, als sie langsam durch die Rotunde gingen.

„Nun — ? Ich bin begierig.“

„Daß sie wie neu aussehen! Ich glaube, kein zweites Museum in der Welt

kommt in der Hinsicht diesem gleich. Ich fühle mich wohl unter diesen Kunstschätzen, denn sie fordern von mir nur ein empfängliches Auge für schöne und charakteristische Formen, nicht aber künstlichen Enthusiasmus, oder, wenn Sie es so nennen wollen, Kunstverständnis. Es ist mir völlig gleichgiltig, ob diese Statue Original oder Copie, griechischen oder römischen Ursprungs, ob sie hier oder dort, im sechszehnten oder im achtzehnten Jahrhundert ausgegraben ist — wenn sie mir nur gefällt; und ich sehe immer wieder, was mir gefällt . . . zu Aurel's Verzweiflung."

"Ich bekenne mich ungefähr zu demselben Barbarismus", versicherte Eugen. — Die Krone ist nun, alle, nur, ob, was, der, Geschmack, überwindlich."

"Machen wir die Probe!" schlug die Fürstin vor. "Wenn Sie sich eine dieser Statuen oder Büsten aussuchen könnten, welche würden Sie wählen?"

Eugen lachte. "So muß es freilich sonnenklar werden. Aber ich fürchte nur", fuhr er fort, "daß die Wahl, wenn sie sich nur auf einen einzigen Gegenstand lenken soll, zu schwer werden wird. Wählen wir jedes drei, und halten wir uns für befreundete Seelen, wenn wir auch nur bei zweien übereinstimmen."

"Gut — es mag so sein."

"Hier, der Zeus von Otricoli wäre jedenfalls dabei."

Sie sah ihn mit komischer Bewunderung an. "Ich glaubte, Sie würden sich zuvor nach irgend einer Venus umsehen, Aber einverstanden! ich liebe den alten Herrn auch, der trotz seiner ambrosischen Locken und seiner gewaltigen Stirn so gutmüthig dreinschaut. Nun aber Numero zwei!"

Sie waren noch nicht ganz einig geworden, als die Fürstin aufforderte, eine Weile Platz zu nehmen und auszuruhen. Sie wählte einen Sitz am Fenster, das die herrlichste Aussicht über die Gärten hinweg bis zum fernen Gebirge gewährt und schaute wie träumend hinaus. Dann wandte sie sich mit einer plötzlichen Biegung des schönen Kopfes ihrem Begleiter zu und fragte: "Was haben Sie eigentlich zu meiner Verheirathung gesagt, Herr von Trettau?"

Er war überrascht, sagte sich aber schnell. "Als ich davon erfuhr", antwortete er, "waren Sie zum Glück schon wieder Wittwe."

Sie zog die Augenbrauen auf und stützte das Kinn auf den Fächer. "Warum sagen Sie: zum Glück?"

Er überlegte, wie weit er sich wagen dürfe, ohne im Nothfall wegen des Rückzuges besorgt sein zu dürfen. "Mein Himmel!" flüsterte er dann geheimnißvoll, "sollte es Ihnen ganz und gar entgangen sein, daß ich als Primaner sterblich in Sie verliebt war?"

Ihre Lippe zuckte ein wenig und ihr Blick, obgleich eine Secunde lang stummernd, blieb fest auf sein Auge gerichtet. "Sie hatten die braune Anna zum Glück bald vergessen", sagte sie mit merklich spöttischer Betonung. "Vielleicht hätten Sie sich ebenso in die blonde Marie verliebt, wenn nicht Aurel . . ."

Er zuckte die Achseln. "Vergleichen jugendliche Schicksalsfügungen sind unberechenbar", rief er aus; "halten wir uns an die Thatfachen."

"An die Thatfachen —", wiederholte sie langsam. "Gut denn —! so ist es auch eine Thatfache, daß im Pfarrhause zwei sehr junge Mädchenherzen schlugen, und daß ihnen, bevor Herr Eugen von Trettau an unserem dürftlichen Horizont auftauchte, nur ein Ideal zu Gebot stand."

„Sie wollen damit sagen, gnädige Frau —“

„Nichts! Ich berichte nur eine Thatfache. Und auch das ist vielleicht eine, daß sich Aurel erst entschied, als er auch für den Freund zu sorgen hatte.“

„Ich glaube nicht.“

„Sie glauben nicht? — Als ich über mich entschieden hatte — warum verlobte er sich nicht mit Marie?“

„Ich wage keine Vermuthungen.“

„Ich auch nicht. Aber es ist eine Thatfache.“

„Freilich.“

Sie begann sich eine Weile. „Ich würde wahrscheinlich nicht geheirathet haben“, fuhr sie dann träumerisch fort, „wenn ich mich von einer Menschenseele recht innig und treu geliebt gewußt hätte!“ Ueber ihr Gesicht flog eine brennende Röthe und verschwand wieder. „Ich sage Ihnen das, weil ich von Ihnen nicht falsch verstanden sein möchte. Ich stand allein auf der Welt — ganz allein; meine Abhängigkeit von fremden Leuten war groß, meine Zukunft völlig unsicher. Und mein Herz . . . Was sollte ich mit meinem Herzen anfangen? Es hatte Niemandem so viel Werth, als dem alten freundlichen Manne, der in seinen Wünschen so bescheiden war. Ich gewann eine Aufgabe für's Leben und griff danach.“

„Ich verstehe das“, antwortete er ernst.

Sie sah ihn mit den großen braunen Augen wie zweifelnd an seiner Aufrichtigkeit an, nickte dann aber freundlich. „Als ich wieder frei wurde . . . hatte ich das Bedürfniß, glücklich zu sein und zu beglücken. Verstehen Sie auch das?“

„Auch das.“

„Es zog mich zurück zu Denen, die mir gleichsam durch Bestimmung von früh auf angehört hatten — zu meiner Freundin Marie . . .“

„Und zu Aurel!“ ergänzte er dreist.

Anna blickte scharf auf. „Aberdings auch zu Aurel. Warum soll ich's verschweigen? Ist er nicht, ich darf es mit einigem Stolz sagen, durch mich etwas geworden? Hätte ich nicht in sein Leben eingegriffen, er wäre längst hinter den Schulbänken verkümmert. Oder glauben Sie, daß Marie . . .?“

Sie brach plötzlich ab und stand auf. „Ah! wir vergessen“, rief sie wieder ganz heiter, „daß wir mit unserem Experiment noch nicht fertig sind. Aber für heute, denke ich, ist's genug. Wohin fahren wir weiter?“

Eugen reichte ihr den Arm und führte sie die breite Treppe hinab. Um den Wagen standen und lagerten Schaaren von Bettlern. Sie zog ihre Börse und warf jedem ein Geldstück zu. „Man kennt die Fürstin Wowolof schon“, sagte sie, „und läßt sie nicht ohne Zoll durch. Nun — ich will nie vergessen, wie arm die braune Anna einmal war.“

Als sie am Obelisten vorbeifuhren, sah sie nach ihrer Uhr. „Es wäre Zeit zu frühstücken“, bemerkte sie. „Sind Sie nicht recht hungrig? Mich macht das Sehen von Kunstwerken immer hungrig.“

Herr von Trettan vergalt diese Aufrichtigkeit mit dem Geständniß, daß es ihm ungefähr eben so gehe. „Ich weiß ein reizendes Gärtchen hier in der Nähe“, setzte er hinzu. „Ein Maler führte mich hin. Man bekommt da vortrefflichen Wein und auch einen frugalen Imbiß, alles noch in altrömischer Weise servirt —“

„Um so besser!“

„Ja, aber in der Kutsche mit dem fürstlichen Wappen und mit dem Grünen hinten und vorn dürfen wir da nicht vorfahren, das würde den ganzen Zauber zerstören.“

Sie warf ihm einen fragenden Blick zu. „Nun denn — steigen wir aus“, sagte sie zögernd; „um meine Schleppe soll mir's nicht leid thun.“ Der Wagen wurde nach Hause geschickt. —

Als sie in der Laube saßen, erinnerten sie sich unwillkürlich an die Geißblattlaube im Pfarrersgarten, und damit tauchten so viele freundliche Bilder aus der Heimath auf, daß die Gedanken gar nicht davon los konnten. Eugen schilderte, wie er die langen braunen Zöpfe angestaunt habe und mitunter der Versuchung nicht habe widerstehen können, heimlich an den Spitzen die Bänder zu lösen, worauf sich dann das schöne Haar bei den lebhaftesten Bewegungen des Kopfes bald frei gemacht habe. „Ihnen also verdanke ich so manche Schelte der guten Mama“, rief sie gutgelaunt, „o, Sie böser Mensch! wenn ich das gewußt hätte!“

Als sie aufbrachen, äußerte Anna: „Wissen Sie, daß ein solches Extempore ganz allerliebste ist?“

„O, Sie ahnen überhaupt noch kaum, was Reisen heißt“, entgegnete er. „Kutscher und Bedienter und großes Gepäck aller Art sind ein schwerer Ballast, und das Schiff, das damit besetzt ist, muß sich überall auf das tiefe Fahrwasser beschränken; wo aber auch der leichteste Rachen seinen Weg findet, wird es erst hübsch.“

„Es hindert ja nichts, auch einmal den Ballast über Bord zu werfen“, antwortete sie schnell. „Wir armen weiblichen Wesen freilich —! es gehört ein zuverlässiger Steuermann zu so einem kleinen Rachen.“

„Ich biete meine Dienste an“, sagte er.

„Sie —? Ah! das wäre doch noch sehr zu überlegen.“

Sie standen an der Treppe des Palazzo Bowolof. Anna löste ihren Arm und grüßte mit dem Fächer. „Ich erwarte Sie mit Aurel zu Tisch“, rief sie ihm nach. „Wollen Sie ihn nicht abholen? Er könnte über seinen Büchern die Zeit vergessen.“ Eugen versprach es. —

Und so trafen denn die vier so enge befreundeten Menschen wieder an der Tafel zusammen. Bei Frau Anna zeigte das extemporierte Frühstück und die kleine Motion darauf noch die beste Nachwirkung; Aurel hatte einmal wieder tüchtig gearbeitet und war deshalb in der vergnüglichsten Stimmung, die er allerdings seinerseits den freundlichen Zeilen der Fürstin auf Rechnung stellte, und Marie hatte einen Brief von ihrem Vater erhalten, der sie schon deshalb, weil er von ihrem geliebten Vater kam, erfreute. Eugen, der nun von jedem der drei mit mehr oder weniger Vorzicht in seine Herzensgeheimnisse eingeweiht, oder wenigstens bis an eine Spalte der letzten Verschluss Thür geführt war, hatte so seine eigenen Gedanken, als er das Glas erhob und nach der Reihe zum Anklingen aufforderte. Jeder Ton war hell und rein. „Versuchen wir, ob auch der Bierklang stimmt“, schlug er vor. „Die Freundschaft hoch!“ Die Gläser trafen sich genau über der schönen Marmorschale mit Früchten. „O weh!“ rief die Fürstin, „das ist eine schauerliche Dissonanz! Wenn unsere Seelen nicht harmonischer gestimmt sind . . .“

Wie man von da auf Keolsharfen und dann sogar auf die Musik der Sphären

lam, wäre schwer zu sagen. Dort angelangt, war man jedenfalls im Himmel, den Eugen als Astronom für sein specielles Gebiet erklärte. Nun fand das Gespräch neue Anknüpfungspunkte. Eugen sollte nicht mißgünstig sein, die guten Freunde auch auf ein Stündchen in den Himmel lassen und, da er dort so gut zu Hause sei, den Wegweiser spielen. Frau Anna meinte, es müsse doch ungemein schwierig sein, die Bahnen der Himmelskörper zu berechnen, und sie könne sich eigentlich gar keine Vorstellung davon machen, wie das gelinge.

Eugen mußte wohl einen guten Einfall haben, denn ein Zug von Schalkhaftigkeit markirte sich plötzlich auf seinem Gesicht. Er zupfte die langen Spitzen seines Schnurrbarts aus und sagte nach kurzem Nachdenken: „die Rechnung wäre so schwer nicht, wenn nur die fatalen Störungen nicht wären.“

„Störungen?“ riefen die drei Tischgenossen wie aus einem Munde.

„Störungen der Himmelskörper durch einander“, bestätigte er sein lächelnd, „es ist so.“

„Ich glaube doch gelernt zu haben, daß jeder derselben seine nach ewigen Gesetzen vorgeschriebene Bahn hat“, wendete die Fürstin herausfordernd ein, und Marie meinte fromm, der liebe Gott müsse doch wohl dafür gesorgt haben, daß Raum für alle seine Werke sei.

„Und dennoch ist keine Bewegung eines Himmelskörpers denkbar ohne fortwährende Störungen“, bemerkte Eugen, „da sich ja alle anderen Himmelskörper ebenfalls bewegen. Es giebt in der Astronomie mancherlei schwierige Aufgaben, aber kaum eine schwierigere, als die man das Problem der drei Körper nennt.“

Wieder die verwunderte Frage von allen Seiten: „Das Problem der drei Körper?“

Herr von Trettau schien zu beabsichtigen, eine gewisse Spannung hervorzurufen. „Meine verehrten Freunde“, begann er nach einer Weile, das silberne Messer auf dem Zeigefinger balancirend, „Sie sind sämmtlich, so sehr ich auch sonst Ihre Klugheit und Ihr Wissen schätze, so wenig mit astronomischen Vorkenntnissen ausgerüstet, daß ich mich in einiger Verlegenheit befinde, Ihnen in populärer Sprache eine Vorstellung von Etwas zu geben, was sich wissenschaftlich sehr bequem ausdrücken ließe. Zum Glück ist kein Colleague von mir am Tisch, der die Hände über dem Kopf zusammenschlagen könnte, wenn ich zu menschlich rede. Also merken Sie freundlichst auf! Jeder Körper im Himmelsraum hat seine vorgeschriebene Bahn, sagen Sie. Gut! Eigentlich müßte man sich aber so ausdrücken: zwei Körper im Himmelsraum haben gegen einander ihre vorgeschriebene und unabänderliche Bahn, so lange sie selbst sich nicht verändern; Größe, Schwere und Anziehungskraft bedingen dieselbe. Ist das deutlich?“

Frau Anna nickte.

„Erläutern nun überhaupt nur diese beiden Körper und nicht mehr, und wären ihre Eigenschaften unwandelbar, so könnte kein Zweifel darüber sein, daß auch ihre Bewegung gegen einander in unabänderlichen Bahnen erfolgte und eine Berechnung derselben hätte keine Schwierigkeit. Sie wären für und durch einander bestimmt, wie etwa zwei Menschen, die sich auf sich allein angewiesen sähen. — So wie nun aber ein dritter Körper hinzutritt . . .“

Er sprach leiser, um die Erwartung zu spannen, und schaute dabei im Kreise einen nach dem andern an. Frau Anna hatte den Ellenbogen aufgestützt und sich zu ihm vorgebeugt, Aurel die hohe Stirne gekraust, Marie die Hände im Schoß gefaltet. „So wie aber ein dritter Körper hinzutritt, ändert sich die Situation wesentlich. Auch er sucht nun vermöge der natürlichen Eigenschaften, mit denen er begabt ist, ein Verhältniß zu seinen Genossen, und zwingt vermöge derselben Eigenschaften seine Gefährten, ein Verhältniß zu ihm zu suchen. Während also immer je zwei Körper, wenn man sie mit sich allein ließe, nach eigenem Gesetz fortgetrieben und angezogen, ihre unabänderliche Bahn finden würden, muß der dritte durchaus zum Störenfried werden, indem er auch seine Anziehungskraft geltend macht und die beiden andern zu geringeren oder erheblicheren Abweichungen zwingt. Da nun aber jeder von den Dreien in Bezug auf die zwei andern der Dritte ist, und da überdies jeder von ihnen in jedem Augenblick seinen Platz verändert, sich den andern nähert oder von ihnen entfernt, so können Sie, meine verehrten Freunde, sich ungefähr die Wirkung vorstellen, die sie gegenseitig in ihren Bahnen anrichten. Der eine stört immer den andern, und es ist für uns Astronomen keine leichte Aufgabe, diese Störungen für jeden besonderen Fall voranzuberechnen, um bei der Beobachtung vor Irrungen bewahrt zu bleiben. Quod erat demonstrandum, sagt der Lateiner.“

Als er ausgesprochen hatte, herrschte einige Minuten lang tiefes Schweigen an der Tafelrunde. Jeder schien mit seinen Gedanken beschäftigt. Eugen hatte da in seine astronomische Auseinandersetzung einen kleinen Satz eingeschoben, der nicht überhört war — er hatte nicht nur von Himmelskörpern, sondern auch von menschlichen Wesen gesprochen, vielleicht nur, um durch einen naheliegenden Vergleich seine Meinung deutlicher zu erklären. Hatte es etwa daher seinen Zusammenhang, daß die Fürstin plötzlich, anscheinend so wunderbar, fragte: „Und die Moral davon?“

Herr von Tvettau zog die Schultern hoch auf und lächelte dazu recht malitios pfiffig. „Die Moral, meine Gnädigste?“ sagte er, „was hat die Astronomie mit der Moral zu thun? Sie glauben doch nicht etwa, daß ich Ihnen eine Fabel vorge tragen habe?“

Frau Anna drohte mit dem Finger, schwieg aber und hob bald die Tafel auf.

Der Abend wurde wieder im Theater zugebracht, aber diesmal ohne Marie. Sie hatte ihr Ausbleiben mit Kopfschmerzen entschuldigt. Beim Einsteigen in den Wagen complimentirten die beiden Freunde einander gegenseitig auf den Rücksitz neben Frau Anna, die schon Platz genommen hatte. „Das Problem der drei Körper!“ rief sie lachend. Um „Störungen“ zu vermeiden, setzten sich endlich Beide ihr gegenüber. —

Am nächsten Morgen gab es ganz unerwartet eine Scene zwischen Anna und Marie.

Das blonde Kind hatte schlecht geschlafen und fieberte merklich. Die Fürstin wollte einen Arzt rufen lassen, aber das verbat Marie ernstlich. Sie sei ganz gesund, nur ein wenig aufgeregt wegen eines Entschlusses, den sie eigentlich schon gestern nach Empfang des Briefes ihres Vaters gefaßt habe, der aber nun über Nacht zur Reife gekommen sei. Anna fragte überrascht, was das für ein Entschluß sein könne, der Fiebererscheinungen zur Folge habe. Und nun kam denn unter Thränen heraus, sie habe Heimweh und mache sich schon längst Gewissensbisse, daß sie ihren alten Vater so lange einsam lasse, da sie ihm doch als Gesellschafterin und in der Wirklichkeit so

nöthig sei: und wenn sie dächte, daß dem lieben Manne etwas zustoßen könne und daß sie dann fern sei, brächte es sie um alle Ruhe. Sie bat die Freundin, ihr je eher je lieber die Rückkehr in die Heimath zu erlauben. Anna lachte sie anfangs aus, spottete über ihre zu gewissenhafte kindliche Treue, küßte ihr die immer reichlicher fließenden Thränen von den Waden fort, stellte ihr die Gefahren der weiten Reise „ganz mütterseelenallein“ recht gräulich vor, schmollte, vermuthete irgend einen geheimen Rückhalt, schalt über Mangel an Vertrauen, weinte selbst — alles vergebens! Marie blieb mit ganz ungewohnter Hartnäckigkeit bei ihrem ersten Wort und wiederholte immer dieselben Gründe, die Anna immer wieder nicht gelten ließ. Sie dürfte nicht fort, hieß es endlich, und sie werde fort, war die Antwort. Und dann gab es einen Janz, bei dem jeder Theil viel mehr sagte, als er eigentlich sagen wollte, und dann schloß sich eine Thüre zwischen Beiden, und wer sie zuerst wieder öffnen würde, stand sehr dahin.

Als Herr von Trettau sich im Laufe des Vormittags einfand, um sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen, kam ihm Frau Anna mit verweinten Augen und verärgertem Gesicht entgegen und erklärte, sie habe heute gar keine Lust zu einer Ausfahrt, wohin auch immer. „Denken Sie sich“, rief sie ganz außer sich, „Marie will mich verlassen — will nach Hause zurück — und das so plötzlich, so ohne jeden stichhaltigen Grund! Wenn ich sie gekränkt, unwissentlich verletzt hätte — aber es ist nichts, eine bloße Marotte, sie muß es selbst eingestehen. Was wird ihr Vater davon denken — was Aurel?“ Eugen suchte sie zu beruhigen. „Lassen Sie mich einmal unter vier Augen mit ihr sprechen“, bat er, „vielleicht bringe ich sie auf andere Gedanken.“ Damit war die erregte Frau einverstanden.

Als er eintrat, streckte ihm Marie die Hand entgegen, wie um ihn sanft abzuwehren, und sagte: „Ich bitte Sie recht herzlich, lieber Herr von Trettau, dringen Sie nicht in mich, meinen Entschluß zu ändern; er ist wirklich unwiderruflich und jedes Wort darüber wäre verschwendet. Ich bin keine leidenschaftliche Natur — Sie kennen mich gewiß als ruhig und bedächtig; nehmen Sie denn auch diesmal an, daß mein Thun und Lassen überlegt ist und daß ich einem Zwange gehorche, der sich mächtiger erweist, als alle Rücksichten, die Sie mir anrathen könnten.“

Sie sprach diese Worte wirklich ganz ruhig und klar; der Sturm, der vor einer Stunde auch ihre Seele bewegt hatte, schien niedergezwungen, nur das bleiche Gesicht und matte Auge deuteten an, welche Verwüstungen er angerichtet hatte. Eugen hielt ihre Hand fest und führte sie einige Schritte weiter in's Zimmer hinein. „Es sei ferne von mir, mein liebes Fräulein“, sagte er mit weichem Ton, „Ihnen einen Rath aufdringen oder Sie zu etwas bereden zu wollen. Alles, was Ihre Freunde erwarten dürfen, ist, daß Sie mit der Offenheit, die Sie sonst nie fehlen ließen, ihnen auch diesmal Gründe nicht vorenthalten. Man hat in solchem Falle, wenn man einen lieben Menschen plötzlich scheiden sieht, das Bedürfniß, sich vor sich selbst anzuklagen oder zu rechtfertigen, und es kann und darf dem Schreibenden nicht gleichgültig sein, wie er die Freunde zurückläßt.“

Marie hatte den Kopf gesenkt und willig ihren Arm in den seinigen gelegt. Unter ihren blonden Wimpern rollte eine Thräne vor. „Ich habe meine Gründe ja genannt“, antwortete sie nicht mehr ganz so frei, „— Anna kennt sie.“

Eugen führte sie zu einem Sessel und ließ sich ihr gegenüber nieder. „Ich

zweifle nicht, mein bestes Fräulein“, sagte er, „daß die Gründe, die Sie genannt haben, mitwirken, ja! daß dieselben unter andern Verhältnissen für Sie ganz allein bestimmend sein könnten. Aber in diesem Falle, möchte ich glauben . . .“

Ihr Athmen wurde rascher und schwerer, die Ader an ihrem Halse zuckte, die Wimpern hoben und senkten sich schnell. Er glaubte nicht fortzufahren zu dürfen, ohne gleichsam ihre Erlaubniß abzuwarten. „Anna müssen diese Gründe genügen“, sagte sie leise und das nicht ohne Festigkeit, „ich kann ihr keine anderen nennen — ich kann nicht.“

Eugen betrachtete sie mitleidig. „Marie — es mag so sein. Aber Sie sagen nicht nur der Fürstin Lebewohl, auch mir und — Aurel!“

Das durchzuckte sie. Sie sah mit einem schmerzlichen Blicke zu ihm auf, der sagen wollte: schone mich doch!

Eugen war grausam. „Darf auch Aurel Ihre eigentlichen Beweggründe nicht erfahren?“ fragte er.

„Nein — nein!“ rief sie, sich vergessend, „er am letzten.“

„Er am letzten“, wiederholte Eugen, „das darf mir Bedeutung haben. Und ich — auch ich nicht? Wenn ich verspreche zu schweigen und den Freunden gegenüber gleichwohl Ihre Vertheidigung zu übernehmen? Sie schenken mir schon Vertrauen, als wir uns zum ersten Mal sahen. Wird es Ihnen so schwer, dasselbe zu erweitern, wenn ich Sie der herzlichsten Theilnahme versichere?“

Marie kämpfte mit sich. Ihre kleinen Hände zogen sich krampfhaft zusammen, als ob sie das Geheimniß festhalten wollten, das sich doch schon auf die Lippen drängte. „Sie wissen ja doch Alles!“ sagte sie nach einer Weile wie befreit von einer schweren Last. „Aurel — — Ach! fragen Sie nicht weiter. Ich verstand ja doch, was es bedeuten sollte, wenn Sie uns gestern das Problem der drei Körper auseinanderlegten.“

Eugen war gewiß ernst gestimmt, aber das „Problem der drei Körper“ klang mitten aus diesen Schmerzenslauten so komisch für sein Ohr heraus, daß er ein Lächeln nicht verbeihen konnte. Marie bemerkte es zum Glück nicht. „Es geht uns gerade so, wie den Himmelskörpern“, fuhr sie fort. „Drei Menschen, die so von frühester Jugend mit einander aufwachsen, sind wie drei Sterne, durch die Hand des Welterschöpfers am Firmament gestellt. Jeder zieht den andern an, bald mehr bald weniger — aber es bleibt ein Herüber- und Hinüberschwanken, ein Nähern und Entfernen und wieder Nähern in alle Ewigkeit, und nur die Sehnsucht kommt bei diesem Ausgleich zu ihrem Recht, nicht aber das Glück, denn das Glück findet sich nur im Vereinen. Ihr Problem der drei Körper ist auch zugleich ein Problem der drei Seelen, und als solches läßt es sich durch keine Rechnung lösen.“

Sie hatte lebhafter und immer lebhafter gesprochen, und jetzt glühten ihr die Wangen. „Wäre denn aber zwischen der Menschen- und der Sternennatur nicht doch ein großer Unterschied?“ fragte Eugen, der aufmerksam und mit großem Wohlgefallen zugehört hatte.

„Ja, ein großer!“ rief sie, „und ich will ihn eben bethätigen. Die Sterne folgen dem Gesetz, das der Schöpfer in sie gelegt hat — sie müssen ihm gehorfolam sein; der Mensch aber hat freien Willen, er steht nicht unbedingt unter dem Zwange seiner Reigungen, er kann sich trennen von der Gemeinschaft, die er stört

und die ihn stört — er kann bei sich selbst Ruhe finden. Er darf nur scheiden, und in den beiden andern vollzieht sich ganz von selbst die Vereinigung."

Eugen schüttelte den Kopf. „Ich zweifle doch, daß Ihre Lösung sich bewährt“, sagte er bedenklich. „Ist es denn so ganz gleichgültig, welche Dritte scheidet, und welche zwei zur Vereinigung gelangen?“

Marie wandte sich beunruhigt ab. „Das Rechte wollen muß uns genug sein“, antwortete sie.

„Und gäbe es nicht noch eine andere Lösung?“ fragte er, das Kinn in die Hand stützend.

„Eine andere — ? Ich glaube nein.“

„Vielleicht doch, mein liebes Fräulein. Sie helfen sich damit, daß Sie von den Dreien einen fortnehmen und die beiden andern sich selbst überlassen. Wäre der Effekt aber nicht unter Umständen derselbe, wenn man aus dem Problem der drei Körper ein Problem der vier Körper machte . . . ?“

„Der vier . . . ? O, Sie scherzen. Es würde dadurch nur noch complicirter werden.“

„Ohm — astronomisch betrachtet allerdings. Aber ich acceptire Ihr Zugeständniß, daß es mit den Seelen — oder sagen wir lieber: mit den Herzen — denn doch eine andere Bewandniß hat als mit den Sternen. Geht der Dritte fort, so bleiben zwei — kommt der Vierte dazu, so werden daraus zwei und zwei . . . nicht wahr?“

Marie stand auf und trat an den Palmentisch vor dem Fenster, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. Er wußte nicht, ob ein Freudenstrahl der Hoffnung es verklärte, oder ob sie ihm zürnte. Sie pflückte eifrig die gelben und weißen Blätter ab und ihre Hand zitterte dabei sichtbar. Es dauerte lange, bis sie ihre ganze Fassung wiedergewonnen hatte. Aber es gelang ihr, und als sie sich zurückwendete, schien ihr blaues Auge heiterer als vorher. Sie gab ihm die Hand, wie zum Abschiede, und sagte in ihrer milden und freundlichen Weise: „Es ist nun alles klar zwischen uns — verstehen wir uns so nicht, so können wir einander überhaupt nicht verstehen. Ob meine Lösung die richtige ist — ich weiß es nicht; aber für mich ist sie wirklich die einzig mögliche. Bitten Sie Anna, daß sie mich fortlasse.“

Eugen schüttelte ihr die Hand. „O, Sie verdienen —!“ rief er, „aber ich sage nicht, was. Gut! reisen Sie in die Heimath, es ist vielleicht wirklich das Beste. Aber meine Lösung gebe ich deshalb doch nicht auf, und eine stille Hoffnung bleibt mir —“

Er wurde durch ein ziemlich stürmisches Klopfen an die Thür unterbrochen. Ohne die Aufforderung zum Eintreten abzuwarten, öffnete Aurel rasch und eilte auf Marie zu. „So eben höre ich von Anna“, polterte er, „— ist es denn wahr, kann es denn wahr sein? Du willst uns verlassen?“

Eugen faßte seinen Arm und zog ihn fort. „St!“ beruhigte er, „lärmte nicht so gewaltig, als ob ein Unglück passirt wäre.“

Er sah ihn verdutzt an. „Ja, aber wenn Marie —“

„Run — sie hat ihre Gründe.“

„Ihre Gründe! Ich lasse mir's nicht ausreden, es ist irgend etwas zwischen Anna und ihr . . . Sprich, liebe Marie, ist irgend etwas —“

„Ich habe eben unsere kleine Freundin auf's Gewissen interpellirt“, versicherte

Eugen, seinen Arm wie einen Schlagbaum vorstreckend. „Es ist nichts der Art — Du kannst ganz beruhigt sein.“

„Es ist wirklich nichts der Art“, bestätigte Marie. „Anna bleibt meine liebe und einzige Freundin.“

„Dann aber . . .!“ Er zerrwühlte seine Frisur und jauchte unbarmherzig an seiner Halskette.

Eugen klopfte ihn auf die Schulter. „Marie braucht Ruhe“, sagte er, „komm! gönnen wir ihr ein Stündchen. Es ist ja am Ende ganz natürlich, daß sie auch einmal nach dem alten Papa und nach der Wirthschaft im Pfarrhause sehen will. Und wenn unsere Sehnsucht nach ihr zu groß wird, nun — Ostpreußen ist weit, aber nicht aus der Welt, und Leute, die so weit gereist sind — — Komm! bei Tisch giebt's hoffentlich schon wieder vier heitere Gesichter, und heute trinken wir ja noch nicht das letzte Glas.“ Er umfaßte ihn und schob den Widerstrebenden vor sich her zur Thür hinaus. Aurel konnte eben nur noch zurückblicken und über die Schulter Marie zunicken.

Frau Anna war nicht in der besten Laune. Sie hatte sich auf einen Sessel mehr gestreckt als gesetzt und blätterte in einem Journal. „Run?“ rief sie Herrn von Trettau entgegen, „die Unterredung wollte ja kein Ende nehmen! Sind Sie nun gründlich informiert? Ist die Schuld auf meiner Seite?“

Eugen schien diese Anrede nicht sonderlich nach seinem Geschmack zu finden. Er zog die Arme an, beugte ein wenig den Kopf und antwortete lähl: „Durchlaucht sind völlig exculpirt.“

Sie biß sich auf die Lippe, daß die Eindrücke der kleinen Zähne noch eine Weile kenntlich blieben, unterdrückte eine heftige Antwort und richtete sich im Stuhl auf. „Sie wissen nicht . . .“, sagte sie ruhiger, aber noch immer verdrießlich, „Aurel beschuldigte mich sehr übereifrig . . . er wurde sogar recht unartig.“

„Unartig, gnädige Frau?“ verwies Eugen, zu Aurel hinüberblinzeln, der verlegen und mürrisch zur Erde sah. „Ei, ei! kannst Du auch unartig sein?“

Aurel knurrte etwas vor sich hin, und die erzürnte Dame mußte nun doch lachen. „Ja, wie soll man's anders nennen?“ rief sie, das Journal auf den Tisch werfend und aufstehend; „sage selbst, Du großes Kind, bist Du nicht unartig gewesen?“ Sie gab ihm lachend die Hand und wandte sich dann mit einem Blick, der fragen konnte, ob es so gut sei, an Herrn von Trettau. „Aber in allem Ernst, lieber Freund, was haben Sie bei unserer Marie ausgerichtet?“

„Nicht eben viel, Frau Anna“, antwortete derselbe ganz versöhnt, „wenn der wichtigste Punkt wirklich das Abreisen oder Hierbleiben war. Es giebt, wie wir ja alle wissen, Stimmungen, die sich kaum vernünftig begründen lassen und denen auch mit Vernunftgründen gar nicht anzukommen ist — das Gemüth hat nun einmal seine ganz absonderliche Logik. Wundern Sie sich auch nicht über die Pflöchlichkeit dieser Erscheinung; dergleichen Stoff wird lange angesammelt und herumgetragen, und schließlich gehört ja immer nur ein Tropfen dazu, um das Gefäß zum Ueberlaufen zu füllen. Wer kann sich vor einem Anstoß hüten? Und so seien Sie ihr eine gütige Freundin, indem Sie ihr die einzige Günst beweisen, um die sie bittet.“

Anna und Aurel hatten offenbar deutlichere Aufklärungen erwartet; sie sahen einander wie fragend an, ob man sich dabei beruhigen dürfte. „Die weise Frau zu

Delphi konnte nicht in räthselhafteren Wendungen orakeln“, meinte die erstere, das Schweigen brechend; „das Verständigste wird sein, sich nicht allzusehr darüber den Kopf zu zerbrechen. Was mich anbetrifft, so ist mein Herz so friedebedürftig, daß es diese geschlossenen Thüren nicht mehr einen Augenblick ertragen kann. Auf Wiedersehen!“ Sie klopfte an und ihr ward aufgethan. —

Die nächsten Tage waren froh und wehmüthig zugleich. Man repetirte rasch noch einmal die ewige Stadt, um Marie die frischesten Eindrücke mitzugeben, und inzwischen wurde eifrig zur Reise gerüstet. Jeder Besuch an einer durch Geschichte oder Kunst geweihten Stätte war zugleich ein Abschied, jedes gemeinsame Mahl das so und so vielste vor dem letzten. Man sparte sich diese kleinen Kümmernisse nicht, fühlte sich in ihnen nur inniger verbunden. Und dann kam die Stunde des Scheidens. Der Wagen stand vor der Thür, die Koffer waren aufgeladen, der Haushofmeister meldete, daß alles bereit sei. Marie wollte die Freunde nicht zum Bahnhof mitnehmen, aber Aurel ließ sich nicht abweisen. „Ich glaube gar nicht daran, daß Du abgefahren bist“, sagte er, „wenn ich Dich nicht mit leidhaftigen Augen abfahren sehe, und ich habe Dir auch noch Bestellungen an meinen und Deinen Vater mitzugeben.“ Er hob sie in den Wagen und setzte sich an ihre Seite.

Oben vom Fenster her nickte Anna, und Eugen, der hinter ihr stand, schwenkte ein Tuch. Sie standen noch eine Weile schweigend, als der Wagen schon nicht mehr sichtbar war. „Was treibt sie nun eigentlich fort?“ fragte Anna endlich, ohne umzublicken.

„Das Problem der drei Körper“, sagte Eugen leise.

„Ah, das —!“ rief die schöne Frau und wandte so rasch den Kopf, daß die Köpfe wieder Rad schlugen. „Dachte ich's doch.“ —

Aurel saß eine Weile stumm neben Marie. Er hatte zu viel auf dem Herzen und so wollte nun gar nichts herunter. Er legte seine Hand auf ihre Hand und sah sie an und senkte wieder den Blick. „Zürst Du mir auch wirklich nicht?“ fragte er zuletzt. Sie schüttelte den Kopf: „Wie sollte ich?“

Wieder eine lange Pause. Man bog auf einen freien Platz ein; die Ruinen der Bäder des Diocletian wurden schon sichtbar — der Bahnhof war nicht weit. „Weißt Du, Marie, daß ich Dich ein wenig beneide“, nahm er wieder das Wort, schüchtern, als fürchtete er mehr zu sagen, als für die kurze Strecke räthlich wäre.

„Mich? Um was wohl —?“

„Glaube mir, oder glaube mir nicht: auch mich treibt's innerlich von Rom fort und in die Heimath.“

Sie schwieg.

„Ich komme mir vor wie ein beladenes Schiff“, fuhr er fort, „das nur auf günstigen Fahrwind wartet, um abzufegeln und die Schätze der Fremde in den heimathlichen Hasen überzuführen. So viel neues Material sich auch herandrängen mag, ich kann nichts mehr aufnehmen. Vielleicht nach Jahren auf einer neuen Reise wieder — jetzt nicht.“

„Das ist sonderbar.“

„Eigentlich nicht so, liebe Marie, wie ich nun einmal beschaffen bin. Ich habe nicht das Zeug zu einem Lebemenschen und brauche ein greifbares Ziel. Es kommt manchmal über mich eine Sehnsucht nach Stille, nach Abgeschlossenheit — ach! Du

glaubst gar nicht, wie! Wir haben viel Uebereinstimmendes in unserer ganzen Denk- und Gefühlweise.“

Sie lächelte. „Darum sind wir ja auch gute Freunde“, sagte sie.

Er drückte seufzend ihre Hand. „Und müssen scheiden! Aber grüße mir den Vater, und bestelle ihm, er solle das Stübchen oben . . .“

Der Wagen hielt; der Grüne öffnete den Schlag; einige dienstbare Geister sprangen zu und begannen einen Kampf um die Koffer. Aurel führte Marie auf den Perron; an die Fortsetzung des Gesprächs war nicht zu denken. Das Damencoupe wurde aufgemacht. Die Glocke läutete, der Schaffner schloß mit einer höflichen Entschuldigung die Thür. Noch ein Lebewohl — ein stummer Gruß . . . fort brauste der Zug. — — —

In den beiden nächsten Wochen geschah wenig Bemerkenswerthes: das Ereigniß der Abreise wollte seine stille Nachwirkung haben. Man mußte sich ohne Marie einzurichten suchen, und daß sie, so wenig sie mit ihrer Person vorgetreten war, nun doch überall fehlte und vermißt wurde, zeigte am besten, wie viel sie den Freunden gegolten hatte. Aurel war ganz niedergeschlagen und nach Anna's scherzhafter Erklärung „unbrauchbar“. Er müsse eine gute Weile angestrengt arbeiten, versicherte er, um wieder genutzkräftig zu werden. „Geben Sie ihm Urlaub“, bat Eugen für ihn, „ich verspreche, meine Aufmerksamkeit zu verdoppeln.“ Er mußte wenigstens versprechen, sich pünktlich zu den gemeinsamen Mahlzeiten einzufinden; nur geschah es mit dem Zusatz: „aber wartet niemals auf mich; ich vergesse mitunter die Uhr aufzusehen und weiß dann nicht, was es an der Zeit ist.“ Das müsse eigentlich immer die Wirkung haben, daß er zu früh komme, meinte Frau Anna.

Von Marie langte versprochenemmaßen täglich ein Brief oder eine Depesche an; so begleitete man sie auf der Reise und machte mit ihr Station. Endlich berichtete sie ihre glückliche Ankunft im Pfarrhause, und dieser Brief hatte freilich vier Tage gebraucht. Aurel, der ihn nicht ohne Kühlung betrachten konnte, studirte sogar die halbverloshenen Poststempel.

Herr von Trettau nahm seine Verpflichtung, die Fürstin zu unterhalten, sehr eifrig. Die Stunden abgerechnet, in denen er auf der Sternwarte war, widmete er sich ihr so ziemlich den ganzen Tag. Sein Vorrath an guter Laune wie an allerhand Wissen schien unerschöpflich, sie nannte ihn bald ihr Trostbüchlein, bald ihr Conversationslexicon. Mitunter, wenn sie sich an Kunstwerken müde geschaut hatten, saßen sie stundenlang in der Weinlaube des bekannten kleinen Gärtchens und plauderten über die ernstesten Dinge. Auch kamen sie gelegentlich auf das „Problem der drei Körper“ zurück. „Ich habe viel darüber nachgedacht“, sagte Anna, „— aber es kommt wenig Vernünftiges dabei heraus. Was folgt denn, wenn die Störungen durch den Triton aufgehoben werden? Daß die beiden Andern sich nun sehr viel kühler gegen einander verhalten und mit philisterhafter Ruhe ihre bequeme Bahn wandeln. Sie sehen ja nun, wie sehr gleichgültig ich Aurel bin, wenn er ganz ungestört ist.“

Eugen lachte. „Aber ob er — Ihnen ebenso gleichgültig ist . . .?“

„Er giebt sich ja eine wahrhaft empörende Mühe! Und mit Erfolg — ich darf versichern: mit Erfolg.“

Er bückte sich und drückte einen Kuß auf ihre Hand, die das Glas zudeckte. „Das freut mich!“

Sie zog rasch die Hand zurück. „Das freut Sie?“

„Aufrechtig! Ich bin ein Egoist und hoffe zu gewinnen, was er verliert.“

„Ah —!“ Die schöne Frau wandte ihm die Schulter zu. „Sind Sie so bescheiden? Er verliert wenig.“ Sie setzte den Strohhut auf und winkte die Kellnerin heran. „Was haben wir zu bezahlen?“

Das Mädchen schätzte mit einem sachverständigen Blick den leeren Raum in der Flasche. „O, die Herrschaften haben ja so wenig getrunken“, meinte sie.

„Euer Wein ist sehr feurig“, antwortete die Fürstin, „man muß sich vor ihm hüten.“

„Er steigt gar nicht zu Kopf“, versicherte die hübsche Römerin ganz ernst.

„Aber in die Zunge“, behauptete die Dame, „und das ist mitunter ebenso gefährlich.“ Eugen drückte dem Mädchen ein Geldstück in die Hand, und das glückliche Gesicht bezeugte die Zufriedenheit mit so freigebigen Gästen. —

Abends im Theater durfte Aurel nicht fehlen, und er erhielt nun dort regelmäßig den Platz neben der Fürstin unmittelbar an der Brüstung der Loge. „Man darf doch nicht ganz in Vergessenheit kommen“, meinte Frau Anna. Aurel war die Zurückhaltung selbst. Es war komisch für Eugen, der den stillen Beobachter spielte, wie Aurel es vermied, seiner schönen Nachbarin in's Gesicht zu blicken, wie er bei jeder Berührung ihrer Hand, oder auch nur ihres Fächers, zurückzuckte. Noch nie hatte er so aufmerksam den Begebenheiten auf der Bühne zugehört und den Tönen der Musik gelauscht, ja selbst das Ballet angestarrt, dem er sonst so wenig Geschmack abgewinnen konnte; merkwürdig war dabei nur, daß er am nächsten Tage bei Tisch, wenn man auf diese Dinge zu sprechen kam, ganz das Gedächtniß für sie verloren zu haben schien und die confusesten Bemerkungen zum Besten gab.

Mitunter machten die Freunde noch einen späten Spaziergang über den Corso hin. „Wie steht es denn nun mit Deinem Herzen?“ fragte Eugen bei solcher Gelegenheit, ihn unterlassend und nahe an sich heranziehend. „Seit Deiner Brichte vom Monte Pincio hat sich manches verändert.“

„Ja, es hat sich manches verändert“, seufzte Aurel.

„Nur die Fürstin bleibt unverändert, was sie ist — eine liebenswürdige Frau, von ihrer Schönheit gar nicht zu reden.“

„Weinst Du? Ja, ja! Du hast Recht, sie ist eine gefährliche Frau.“

„Gefährlich? Wieso gefährlich?“

Aurel hüftelte verlegen. „Vieher Freund . . . wie soll ich's sagen? Gefährlich — das mag nicht der ganz wichtige Ausdruck sein . . . oder vielmehr nur subjectiv zutreffend; ja, ja, subjectiv!“

Eugen blies kräftig in seine Cigarre, um sie zu lebhafterem Brennen zu veranlassen. „Ich wüßte doch nicht. Eine junge Dame, deren Herz und Hand zu gewinnen jedem Sterblichen das größte Glück erscheinen muß, kann ich unmdglich gefährlich nennen, wenn sie einem besonderen Sterblichen eine besondere Gunst schenkt. Subjectiv also gerade —“

„Siehst Du!“ unterbrach Aurel, „das ängstigt mich eben. Wahrhaftig! ich bin nun einmal gar nicht der Mann, mir diese Gunst verdienen zu können.“

„Aber was willst Du denn? Wenn ich Dich früher recht verstanden habe, war es doch nur die zarte Rücksicht auf Marie . . .“

Der Arm zitterte merklich. „Ja — kannst Du Dir denn die Fürstin als Professorsfrau denken?“

„Du hast ja aber nicht nöthig —“

„Lieber Eugen, ich muß Dir nur gestehen, ich habe die Professur, die man mir so freundlich angeboten hatte, nun doch angenommen.“

„Kurel?“

„Ja, es ist geschehen und — weißt Du — es thut mir gar nicht leid. Ich sehne mich nach einem Wirkungskreise, nach einer festen Stellung in der Welt. Allerdings habe ich mir zunächst drei Monate Urlaub erbeten, um erst mein Buch druckfertig zu machen, und darum ist's vielleicht gut, Du sagst der Fürstin vorläufig noch nichts davon. Sie wird unzufrieden mit mir sein.“

„Wahrscheinlich!“

„In drei Monaten kann ja noch dies und das geschehen . . .“

„Was zum Beispiel?“

Kurel antwortete nichts darauf. Sie waren bei seinem Hotel angekommen und er sagte eiligst „gute Nacht“ und verschwand.

Eugen lachte hinter ihm her. „Wie närrisch doch die Menschen sind, wenn sie recht klug sein wollen!“

Seit diesem Gespräch fühlte sich Kurel in der Gesellschaft der Freunde augenscheinlich noch unbehaglicher. Seine Zerknirschtheit nahm zu; Frau Anna bemerkte einen „melancholischen Zug“ auf seinem Gesicht, der auf ein krankes Gemüth deute. Am nächsten Tage ließ er sich wegen seines Ausbleibens beim Diner durch „Unwohlsein“ entschuldigen und die Dispensation vom Theaterbesuch schien sich dann schon von selbst zu verstehen. „Ob ihm wirklich etwas fehlt?“ fragte die Fürstin, doch ein wenig besorgt.

„Ein gutes Gewissen!“ antwortete Herr von Zrettau mit sehr wichtiger Miene. „Im aller tiefsten Geheimniß, da es ja doch einmal an's Tageslicht muß: er hat die Professur angenommen.“

Die Stirne der schönen Frau krauste sich ein wenig und in den Augen wetterleuchtete es. Aber das Gewitter zog sogleich wieder ab. „Weiter nichts?“ sagte sie nach einer Weile, anscheinend ganz gleichgültig.

„Vorläufig weiter nichts.“

Sie zog einen Brillantring vom Zeigefinger und steckte ihn an den Mittelfinger, zog ihn dann wieder vom Mittelfinger und steckte ihn an den Zeigefinger zurück. Das Spiel schien sie ganz zu beschäftigen. Wieder nach einer Weile fragte sie: „Sie bemühen sich ja wohl auch um eine Professur, Herr von Zrettau?“

„Nicht sonderlich“, entgegnete er. „Ich habe nicht die Figur für einen Kathederheiligen. Das wissenschaftliche Romadenthum geht mir über die gelehrte Serbhaftigkeit. So lange noch die Orte auf der Erde wechseln, von denen aus man am besten totale Sonnenfinsternisse, Venusdurchgänge und dergleichen Extraordinaria beobachten kann, wird mich eine gewisse Unruhe nicht loslassen, auch meinen Standpunkt zu wechseln. Hoffentlich finde ich noch einmal einen reichen Mann, der mir aus

Begeisterung für die Wissenschaft kein Vermögen zu so nützlichen Expeditionen zur Verfügung stellt.“

„Muß es denn gerade ein reicher Mann sein?“

„O —! eine reiche Frau wäre mir entschieden noch lieber. Erlauben Sie, daß ich mich näher darüber erkläre?“

Sie schüttelte eifrig den Kopf und die Hand. „Um Himmelswillen, nein! Es interessiert mich gar nicht. Vielleicht begegne ich aber zufällig einer reichen Frau, die ich Ihnen recommendiren kann. St! kein Wort weiter. — Ich werde heute allein nach der Oper fahren. Die Loge ist mindestens für drei — oder nur für einen. Ich erlaube Ihnen, mich bis zum Wagen zu begleiten.“

Er reichte ihr den Arm. „Anmuthiger ist noch kein Mensch an die Luft gekost“, gestand er.

Auf der Treppe wagte er, seine Hand einen Augenblick auf ihre Hand zu legen. Sie duldete es. Als er sich aber beim Einsteigen in den Wagen als Stütze anbot, huschte sie schnell ohne seine Hilfe hinein. —

Kurel schwur darauf, als ihn Eugen besuchte, wirklich sehr unwohl gewesen zu sein. Es werde ihm schon zu warm in Rom, sagte er, die ewige Stadt sei nur im Winter erträglich. Eugen sah sich im Zimmer um und bemerkte eine große Holzliste neben dem Büchergestell. „Du packst wohl schon?“ fragte er. Ein Theil der Bücher solle nach Deutschland voraus, war die Antwort. Auf dem Stuhl am Fenster stand ein leberner Reisekoffer. „Und der da?“ Kurel begleitete etwas ängstlich seine neugierigen Blicke. „Ach, der — liebster Freund . . . Er mußte einmal ausgestäubt werden . . .“

„Weißt Du, was mir neulich eingefallen ist?“ fragte Eugen, der sich auf's Sopha gestreckt hatte.

„Wie kann ich das wissen?“

„Wenn wir uns damals anders geeinigt hätten: die braune Anna für Dich, und die blonde Marie für mich — es wäre klüger gewesen!“

Kurel schlug eine laute Lache auf. „Marie — für Dich? Höre Bester, — der Einfall ist aber auch sehr dumm.“

Eugen paffte blaue Wolken und Ringe vor sich hin. Der Sache tiefer auf den Grund zu gehen, schien er keine Lust zu haben. „Ueberraschen wir sie vielleicht doch noch im Theater?“ nahm er nach einer langen Pause wieder das Gespräch auf.

Kurel reichte dem Freunde die Hand und sagte mit ganz weicher Stimme: „Fordere heute nicht meine Begleitung, Liebster, ich hatte mir vorgenommen, einmal die Nacht durch zu arbeiten — der Hauptabschnitt muß durchaus zu Ende kommen.“

„Wie Du willst.“

Er hielt ihn noch fest. „Aber Du darfst mir deshalb nicht böse sein. Es ist wirklich hier bei Tage so unruhig — ein fortwährendes Laufen Trepp-auf, Trepp-ab — ein Thürezuwerfen — ein Läuten mit der schrillen Hausglocke . . . manchmal zum Verzweifeln. Erst gegen Morgen wird's stiller; aber wie wenig nützt das? Man muß doch auch schlafen. Wenn ich sehe, wie langsam sich Seite an Seite fügt und wie viel wieder ausgestrichen werden muß, glaube ich gar nicht mehr daran, hier in Rom mit dem Buch fertig werden zu können. Oben im Schulmeisterhause kam's in wenigen Wochen zu Stande.“

Eugen entgegnete nichts darauf, sondern nickte nur und drückte ihm die Hand und ging.

Einige Tage später wartete Frau Anna zur festgesetzten Mittagsstunde vergebens auf Aurel. Sie schickte einen ihrer Gräben nach dem Hotel, um ihn mahnen zu lassen. Der brachte die Nachricht zurück: der Herr sei früh am Morgen abgereist; über das Zimmer solle anderweitig verfügt werden.

Anna sah Herrn von Trettau fragend an; der aber schüttelte den Kopf. Sie setzten sich, einander gegenüber, an den Tisch; gesprochen wurde längere Zeit kein Wort.

Endlich brachte der Diener auf silbernem Teller einen Brief und präsentierte ihn der Fürstin. „Von ihm“, sagte sie und riß eilig das Couvert auf. „Der Abtrünnige —! Da, lesen Sie.“

Eugen las: „Verzeih mir, liebe Anna, wenn ich ohne Abschied davongehę. Ich wußte, Ihr würdet mich nicht fortlassen wollen, und meine Gründe, so gut sie sind, sind doch nicht discutierbar. Ich könnte Euch alles sagen, was sich mit Worten sagen läßt, und hätte Euch doch nichts gesagt. In Wahrheit, ich bin mir selbst noch ein halbes Räthsel, und ich fürchte mir wieder ein ganzes zu sein, wenn ich Euch Rede und Antwort stehen soll. Willst Du meine heimliche Flucht Freiheit schelten, so vergiß auch nicht, daß es Bande giebt, die man zerreißen muß, wenn man von ihnen befreit sein will — ich habe wenigstens den Muth, befreit sein zu wollen. Eugen weiß, daß ich die Professur angenommen habe — er weiß, daß mein Buch hier nicht fertig werden kann — er weiß — — ich weiß nicht, wie viel er sonst noch weiß. Es zieht mich in die Heimath zurück — unwiderstehlich, glaubt mir. Wundert Euch über nichts, was geschieht! Ich schreibe, so bald sich's schreiben läßt. Bis dahin, liebe Anna, zwinge Dein gutes Herz nicht, von mir abzufallen. Ich werde mich immer nennen — Deinen dankbaren Freund Aurel.“

Frau Anna war aufgestanden und an einen kleinen Tisch getreten, auf dem eine Marmorfigur stand. Eugen folgte ihr dahin und gab ihr den Brief zurück. Sie faltete ihn zusammen und zog die Ranten zwischen den spitzen Fingern durch. „Was denken Sie nun davon?“ fragte sie.

Er lächelte diplomatisch. „Die blonde Marie ist eine Zauberin.“

Frau Anna sah nachdenklich vor sich hin. Nach einer Weile streckte sie die Hand aus und sagte: „Wissen Sie denn, Herr von Trettau, daß auch wir nun einander Aße sagen müssen?“

Er fuhr erschreckt über das ganz Unerwartete auf: „Auch wir? Weshalb wir?“

„Können Sie fragen?“

„Frau Anna —!“

„Sagen Sie jetzt nur: gnädige Frau! es paßt besser zur ganzen Situation.“ Und damit reichte sie ihm die Hand.

Eugen griff nun danach; aber mit der Hast eines Menschen, der den Boden unter sich schwanken fühlt und im nächsten Augenblick in die Tiefe zu versinken fürchtet. „Rein!“ rief er, „es kann Ihr Ernst nicht sein. Marie und Aurel dürfen über uns so viel Macht nicht haben; sie gehören zu einander, das ist nun sonnenklar, aber auch wir — —“

Sie wollte ihre Hand zurückziehen. Er hatte sie nie vorher so bleich und ernst gesehen.

„Nein!“ fuhr er lebhaft fort, „ich täuschte mich nicht: auch wir gehören nach des Himmels Rath zu einander, und Karel und Marie werden nur glücklich sein, wenn Sie diesem Rath demüthig folgen. Es regte sich in meinem sehr jungen Herzen einmal etwas für ein Mädchen mit braunen Augen und langen braunen Böpfen, wie sich vordem nichts in ihm geregt hatte und — wie sich seitdem nichts wieder in ihm geregt hat. Es war Liebe und ist Liebe, und wird immer Liebe sein — und wenn die schöne und vornehme Dame, die vor mir steht, das braune Mädchen aus dem Pfarrhause nicht verleugnen will, so weiß ich, daß ich nicht zu kühn werde. Frau Anna — liebe Anna — weisen Sie mich nicht ab!“

Sie sah noch immer ernst vor sich hin, die schöne Frau, aber seine Hand fühlte einen leisen, ganz leisen Druck, für den er sofort Herzhaft durch einen Kuß dankte — und dann hoben sich die Augenlider ein wenig, nur gerade so viel, daß ein freundlicher Blick durchschlüpfen konnte — und dann zuckte es um die Lippen, als ob sie sprechen wollten und doch kein Wort fänden — und dann plauderten ihre Augen und Lippen einander um die Wette Alles aus, was sie auf dem Herzen hatten, ehe eine Minute vergangen sein konnte, und das in einer Sprache, die gar nicht erst gelehrt zu werden brauchte.

Ihm wenigstens schien's nur eine knappe Minute. Dann entzog Anna sich seiner Umarmung und ließ ihm nur noch ihre beiden Hände und sagte: „Run aber auch juchtbare vernünftig —! willst Du das versprechen?“

Er schüttelte den Kopf.

„Dann muß ich Dich aber gleich fortschicken“, drohte sie.

Er küßte abwechselnd ihre rechte und ihre linke Hand und wieder ihre linke und rechte. „Den so viel Glück nicht ein Bißchen — toll macht . . .“

„Halt!“ rief sie, „oder ich nehme Alles wieder zurück. Schickt sich das für gefetzte Leute? Dort steht Ihr Stuhl, Herr von Trettau, und hier der meinige. Wann giebt's wieder eine totale Sonnenfinsterniß? Ich wäre geneigt, eine Expedition auszurüsten — vorausgesetzt, daß ich mitgenommen werde. — Verathen wir!“

„Ich glaube nicht mehr an Sonnenfinsternisse“, rief er. —

Kurz darauf war die Capelle im Palazzo Caffarelli auf dem Capitol festlich geschmückt; der Geistliche der deutschen Gesandtschaft stand am Altar, vor ihm das glückliche Brautpaar, Anna und Eugen. Einige gute Freunde waren als Zeugen geladen. Nach der Trauung fuhr man gemeinsam nach dem Gärtchen, wo die Kellnerin den Tisch gedeckt hatte, einen Tisch, wie ihn die grüne Weinlaube sicher noch nie beschattet hatte.

Denselben Abend noch fuhren sie von Rom ab, wie Eugen sagte: „aus dem Sommer in den Frühling hinein!“

Das war ganz wörtlich zu nehmen: sie fuhren aus dem italienischen Sommer in den deutschen Frühling hinein, und je höher sie nordwärts kamen, desto frühlingsmäßiger wurde es rund umher. Jenseits der Weichsel waren die Birken und Linden nur eben grün geworden und die Obstbäume blühten noch.

Am einem Sonnabend langten sie in dem Städtchen Rastenburg an, und am Sonntag ganz früh setzten sie sich mit wenig Gepäck in einen offenen, mit zwei tüch-

tigen Pferden bespannten Wagen und fuhren in's Land hinein auf derselben Straße, die Eugen und Arel einst als Primaner zu Fuß, mit dem leichten Känzel auf dem Rücken, gewandert waren.

Es schlug eben elf vom Thurm, als sie den Wagen am Wirthshause halten ließen. Sie gingen Arm in Arm über die stille Dorfstraße — der Gottesdienst konnte noch nicht beendet sein, kein Mensch ließ sich blicken, nur kleine Mädchen, bunte Bänder in den drallen Flachsäpfern, und kleine Knaben mit wunderbar reingewaschenen Gesichtern spielten vor den Hausthüren. Der Weg zum Pfarrhause war mit schneeweißem Sand und gehackten Tannen und gelben Blumen bestreut, das Treppengeländer mit Birkenzweigen besteckt und das Thürgerüst mit einer Quirlande umflochten. Was giebt's denn heut? fragten sie sich.

Sie mußten sich's wohl selbst fragen, denn das ganze Pfarrhaus stand leer. In dem großen Gartensaal war eine Tafel gedeckt und ein gewaltiger Baumfuchsen prangte in der Mitte in einem stattlichen Kreise von Weinflaschen. Thüren und Fenster standen offen, die warme Luft einzulassen. „Sie sind in der Kirche“, flüsterte Anna, und Eugen schlich auf den Behen, als könnte jedes Geräusch den Zauber dieser Verlassenheit stören. Nun tönte von der nahen Kirche die Orgel herüber, für Anna ein so bekannter, lieber Klang. Sie sumimte leise die Melodie mit, während sie über den Kirchhof gingen.

Die alte Kirchenrau hatte die Thüre nur halb geschlossen und sich auf ihren kleinen Schemel gestellt, um besser über die Köpfe der Bauern hinwegsehen zu können nach dem Altar. Der breite Gang zwischen den Pfeilern war ganz mit Menschen gefüllt und auch der Chor ringsum dicht besetzt. „Was giebt's denn heut?“ fragte Eugen, schon der Antwort gewiß.

„Trauung, liebe Herrschaften. Sind Sie nicht von den Gästen? Da hätten Sie können durch die Seitenpforte . . .“ sie betrachtete die Dame aufmerksam. „Ei, mein Gott! das ist ja —“

„St! Lene, verrathen Sie uns nicht. Wer wird denn getraut?“

„Und das wissen Sie nicht? Unseres Herrn Schullehrers Sohn und unseres Herrn Pfarrers Tochter — aber still!“

Sie stieg von ihrem Schemel, gab einem von den Bauern einen Puff in den Rücken, zeigte auf die Herrschaften, denen Platz gemacht werden mußte und schob sie sanft hinein. Des alten Pfarrers laute Stimme hallte schon durch den gewölbten Raum. Er sprach ein Dankgebet. Breite glänzende Sonnenstreifen blühten auf den spiegelblanken Messingkronen- und auf den silbernen Altarleuchtern. Man mußte schon eine Weile hinschauen, bis man durch den blendenden Lichtschein den Herrn Pfarrer sah und das auf den Altarstufen Knieende Brautpaar — den Professor und die blonde Marie. Es war ein Festtag für die ganze Gemeinde, das stand auf allen Gesichtern geschrieben, und der blaue Himmel feierte ihn mit.

Die Ringe wurden gewechselt und der Segen wurde gesprochen, und der Pfarrer umarmte Tochter und Sohn und der Herr Schullehrer Sohn und Tochter, und dann intonirte die Orgel wieder und der Hochzeitszug setzte sich in Bewegung nach der großen Pforte hin, wo Eugen und Anna warteten.

Und als nun das junge Paar glückstrahlend vorüberkam — ein Stützen, ein

leiser Aufschrei, eine lange Umarmung. „Eugen — Aurel — Marie — Anna —!“ Der Zug stockte eine Weile, Alles drängte sich zur Begrüßung der unterhofften lieben Gäste.

Im Pfarrhause angekommen, ging's an ein Fragen und Antworten, daß man ganz verwirrt werden konnte. „Warum habt Ihr uns aber nicht geschrieben . . .?“ „Weil wir selbst kommen wollten, Euch zu überraschen.“ — „So habt Ihr auch wohl gar nicht unsern Brief erhalten?“ „Wie sollten wir unterwegs . . .?“ „Und wirklich die braune Anna und Eugen —?“ „Und wirklich die blonde Marie und Aurel —?“ Und wieder eine Umarmung — wer weiß, die wievielte?

„Wer hat nun Recht mit seiner Lösung des Problems der drei Körper?“ fragte Eugen, sich zu Marie beugend, als sie gegenüber dem großen Baumkuchen Platz genommen hatten.

„Ich denke: beide“, antwortete sie freundlich nickend. „Sie haben freilich als der Vierte, wie ich nun wohl merke, mit bestem Erfolge eingewirkt, aber wenn der Dritte sich nicht entfernt hätte, wer weiß . . .? Fragen Sie nur Aurel! Er behauptet, daß ich ihn nachgezogen habe.“

„Das nenne ich mir eine hübsche Lösung“, rief Eugen, „wenn gerade das Gegenteil von dem geschieht, was man herbeiführen will. Oder vertrauten Sie vielleicht dem mathematischen Satz, daß zwar mit dem Quadrat der Entfernung die Anziehungskraft der Körper abnimmt, die der Seelen aber zunimmt? Gesehen Sie nur!“

Sie erröthete und lehnte sich an Aurel's Schulter. „Antworte Du ihm“, sagte sie, die Augen senkend.

„Sei dem, wie ihm sei“, entschied er und hob sein Glas, „vor Störungen, hoffe ich, sind wir fortan sicher.“

Kaiser Karl's Heimgang.

Ein Vorspiel zu der Tragödie „Don Juan d'Austria“ von Albert Lindner.

Saal im Rathhause zu Venedig. Ein in der Mitte
theilbarer Vorhang schließt den Hintergrund.

1. Scene.

Don Juan, den Wein auf ein Säulen-Biederlall geküßt.
Escobedo tritt auf und zu ihm.

Escobedo.

Johann von Oestreich, Sohn des fünften Karl,
Ist's heute Zeit zur Schwermuth, junger Fürst?

Don Juan.

Fürst? Ja ich bin, was Du mich nennst, und fühl's
An diesem Tag wie nimmer, Escobedo.

Giebt's Fürsten ohne Titel und Geburt,
So war ich einer, eh' der größte noch,
Den diese Zeit gesehen, mich Sohn genannt.

Die Welt und eigenes Gewissen klagen
Mich haueränen Willens an. Doch ich
Will das Geschick verklagen, weil es mir
Zu meinem Stolz die Mittel nicht gegeben,

Die diesen Stolz entschuld'gen, weil es tückisch
Das Adlerei in's Rabenneß gelegt,
Das Joch des Zugvieh's auf die Löwenhulter.

Und so, gehöhnt von dem gemeinen Troß,
Mit dem ich großend meine Tage pflügte —
O ein gebor'ner drohender Empörer! —

Reucht' ich den Berg des Lebens dumpf hinan.
Da sahst ein Kaiserablen mich und trägt
Zum sonnigen Gipfel jählings den Betäubten:

Karl nennt vor aller Welt mich Sohn, er that's
Am selben Tag, da er sein Reich vertheilt,
Für hundert Könige groß genug — und ich —

Escobedo.

Du furchst die stolze Stirne, Freund. Warum
Nicht heiter, majestätischer Bastard?

Don Juan.

Bastard! Da wird es liegen, Escobedo!
Unsch' Gepräge! Diese Karrenwelt

Läßt keine Münz' in Cours, wo Ehrbarkeit
Nicht mit dem Staatsgeheß Gebatter stand.

Und dennoch — ist's nicht seltsam, daß verbot'ne
Falschmünzerei sich feineren Metalls
Bedient, als eines Eh'bett's träger Stempel?

Ich bin Bastard: muh das die Wage sein
Für meinen Werth? Heil rus' ich meiner Mutter,

Wer sie auch war, daß sie mir einen Kaiser
Zum Vater gab! Berwünscht sei dieser Kaiser,
Wenn er mit einem Bettelweib gebußt!

Da ist der Pflüchtkönig, jener Pfaffenkönig,
Der Königspflüch — der — ja —

Escobedo.

Tu meinst doch nicht
Die span'ische Majestät?

Don Juan.

So edht erzeugt,
Als wenn der Papp die Messe
Dabei gelesen —

Escobedo.

Weinst Du Deinen Bruder?

Don Juan.

Wenn Du Don Philipp meinen Bruder nennst,
So mein' ich ihn. Dies Nachwerk soll mich trösten,

Wenn das Verhängniß mir's entgelten läßt,
Daß keine Kron' in meiner Windel prange.
Du kamst vom Ständesaal, was hat's gegeben?

Escobedo.

Der Kaiser hat gesprochen lang' und laut.
Lateinisch war's. Er that die Kronenlast
Von seinem mäden Haupt und segnete

Erst keinen Sohn, dann seine Niederländer.
Es war ein Schluchzen schwer und tief umher,
Nur Philipp's Antlitz blieb der Remmonstein,
Den keine Sonne noch geküßt.

Don Juan.

Und Karl
Gab weg die Welt — wie ward die Welt vertheilt?

Escobedo.

Warum verließest Du den Saal und hörtest
Zein Loos nicht selber aus des Vaters Mund?

Don Juan.

Um nicht zu hören, was ich fürchten mußte.
Wie ward die Welt vertheilt? Sprich, Escobedo!

Escobedo.

Ich weiß nur dies, daß Philipp ein'ger Erbe
Der spanischen Kronen ist.

Don Juan.

Verhüt' es Gott,
Daß Karl von seinem ungeheuren Reich
Nicht einen Winkel hätte, der es mir
Erspar'te, Philipp's Unterthan zu werden!

Escobedo.

Es kommt nicht anders. Wer in Philipp's Welt
Zu dienen nicht vermag, kann auch nicht leben.

Don Juan.

Noch weiß ich leben muß, so helfe Gott,
Daß ich auf einem Feld mich tummeln dürfe,
Wo nie der Unmuth zur Besinnung kommt.

Krieg ist mein Athem. Seine Weihrauchwolken
Und Schmetterhaufen laß ich gern dem Bruder.
Mein Schwert mein Glaube! Findet sich die Liebe
Der holden Frau'n in meinen Gottesdienst,

So soll mich's auch nicht grämen. Bin ich doch
Der freien Liebe freier Sohn. Er gebe
Mir nur ein Schiff aus seinen zwanzig Flotten
Und hundert Schwerter aus dem spanischen Heer,

So will ich seine Welt nicht länger treten.
Doch wer kommt hier?

2. Scene.

Derige Bürger von Brüssel, darunter Meteren.
Später van der Aken und Beata.

Escobedo.

'Sind Bürger dieser Stadt,
Wollen den Kaiser sehn zum letzten Mal.
Du sah'st, wie schwer er fortkam in den Straßen.

Sie drängten sich zu seines Mantels Saum,
Knie'ten im Roth und heischten seinen Segen.
(Liedern dazw. und fern.)

Horch, da beginnt das Stängeläut! Der Kaiser
Verläßt den Ständesaal.

Meteren.

Da hört Ihr's, Bürger.
O edler Herr, so ist die Sage wahr,
Daß er zur Brust will geh'n lebend'gen Leibes?
(van der Aken und Beata kommen.)

Escobedo.

Der Vorhang dort verbirgt den Sang, worin
Sein Conterfei gebettet liegt. Er will
Im Bild so sterben, eh' er nach dem Kloster
San Juste geht im Land Estremadura.

Meteren.

So will er uns verlassen ganz und gar?

Don Juan.

Ihr liebtet ihn, den Kaiser?

van der Aken.

Edler Herr,

Wie man ein Gut liebt, das man lang' besitzen
Und tauschen soll mit einem unbekanntem.

Karl achtete die niederländ'schen Rechte
Und wohnte freundlich unsern Festen bei.

Wird man das auch von Philipp sagen können?

Wir wissen's nicht. Seit er in Brüssel weil't,
Sah Niemand ihn, wenn unter Priestern nicht,
Oder von waffenstarrenden Trabanten
Zehnjach umschant. Wer uns regieren will,
Muß leben lassen und zu leben wissen.

Don Juan.

Bei meiner Mutter unbekanntem Haupt!

In meinen Adern pulst ein Element,

Das freudig sich belebt bei Euern Worten,

Als wär' ich Eures Bluts. Wer seid Ihr, Herr?

van der Aken.

Mein Nam' ist van der Aken. Es geruehte
Karl's Majestät, seit er in Brüssel weil't,
Herberg' zu nehmen unter meinem Dach.

Don Juan

(zu Beata, die auf ihn karrt).

Was soll's? Wer bist Du, Kind? Was schaut

Du mich

So groß mit Deinen Kornenaugen an?

van der Aken.

'S ist meine Enkelin, die edler Herr,
Beata van der Aken.

Don Juan.

Kennst Du mich?

Beata.

Du bist ein König von den Niederlanden.

Don Juan.

Wer? Wer?

Beata.

Die Könige meines Volks sind gemalt.

Du gleichst dem einen, Pharamund genannt.

Don Juan.

Ein großen Dank, Du liebeliche Prophetin.

van der Aken.
Was schwapt das Kind? Vergeßt ihr, edler Herr?

Sie ist ein seltsam eigenwill'ges Mädchen,
Die in das Köpfschen ptopft, was sie erreicht.
Kein Buch ist ihr zu alt, sie sieht und sieht,
Was sie's ergründet. Und die Bibel kennt sie
Besser als mancher würdige Prälat.

Don Juan.

Das will noch nicht viel sagen, guter Herr.

Don Juan.

Sie laßt kein Auge von mir ab. — Nun sag,
Was macht dem alten Pharamund mich ähulich?
Beata.

Dein blond' Gelock, das auf der Schulter wallt,
Dein Auge, das der Schelbe gleich bei Gent,
Blau wie die Tief', und blendend wie der Spiegel.
Don Juan.

Du heißt doch, Escobedo? Don Juan
War — oder ist es — oder wird noch sein —
Wer kann es wissen? — König hier zu Land.
Wie sie mich anstarrt immerzu! Bewahr' mich
Mein guter Geist, daß mich ein Teufel nicht
Noch einst aus diesem Engelmunde locke!
van der Aken.

Sie geht mit mir nach Spanien, edler Herr.
Don Juan.

Was thut Ihr dort?
van der Aken.
Ich bin dem König Philipp
Als Kronenrath und Träger der Brabanter
Geschäfte zugethilt.

Beata.
Ist Spanien schön?
Don Juan.

Du wirst es lieben lernen.
Beata.

Nicht so sehr

Als mein Brabant und Flandern.
Don Juan.

Häßlich Land
Mit seinem ew'gen Nebel und Gemäßer!
Beata.

D'rum lieb' ich's eben. Denn was häßlich ist,
Hat mehr der Liebe nöthig als das Schöne.
Don Juan.

Gott segne Dich, und mög'st Du halten einst,
Was Du dem Aug' und Ohre jezt versprichtst.

Beata
Du wirst mich nicht vergessen!
Don Juan.

Sei gewiß!
Vergäh' ich Deiner Worte nur so leicht,
Als ich Dein süßes Antlitz merken will!
(Ein Kämmerer kommt. Die Stoen hören auf.)
Kämmerer.

Seid still in Andacht, denn der Kaiser kommt!
(Don Juan reißt vom mit Escobedo, die Niederländer links
oben.)

B. Scene.

Vorige. Zwei Pagen mit Kron' und Scepter. Zwei
Briester. Karl V., gekrönt auf Oranien. Zwei Pagen.
Philipp zwischen dem Cardinal Balbez und Antonio
Perez. Briester. Niederländische Stände n. A.

Don Juan (zu Escobedo).

Bemerkst Du dies? Karl's kaiserlicher Arm

Gestützt auf den Oranien. Das Haupt
Der röm'schen Christenheit bedarf der Schulter
Des Lutheraners, um zu Grab zu gehn!
'S ist merkwürd'!

Karl.

Mein vielgeliebtes Volk!

Don Juan.

Und theurer Sohn! Ich meine den Bastard.
Karl.

So haben wir bezahlt, was wir der Erde
Noch schuldeten.

Don Juan.

Bekam ich denn schon 'was?
Wo hab' ich's nur? Ich kann mich nicht besinnen.
Karl.

Und abgeladen auf ein jung'res Haupt
Ist nun die Welt, die unser Seelenruh'
So viele Seufzer, unserm Hirn so viel
An Sorg' und unserm Rächten so viel Schlaf
Gefosset hat. So schlepp' Du sie weiter,
(zu Philipp)

Und laß den Wahnsinn Dich beneiden d'rum,
Doch gute Menschen innig Dich bedauern.
Hier ist die Quittung: Spanien und Neapel,
Sicilien, Oestreich und die Niederlande —
Don Juan.

Ein stattlich Reich, bei Gott!
Karl.

In Afrika

Das grüne Vorgebirg und die Canaren,
Oran und Tunis; in America —

Don Juan.

Genug! Ich sag', genug!

Perez.

So schweigt doch, Herr,
Ihr sprecht Euch um den Kopf!

Don Juan.

Mit sammt dem Hirn!
Rach' mir das Kunststück nach, Antonio Perez!

Karl.

Neu-Spanien, Cuba, Chili, Mexiko,
Domingo und Peru. In Asien endlich —

Don Juan.

Wird mir kein Feh'n bleiben?

Karl.

Die Inselwelt

Der Sunda, Philippinen und Moluffen.

Don Juan.

Was? Was von der üpp'gen Tafel — jede
Schüssel

Enthielt ein Königreich — nicht einen Biß'n?
Sein Hund hält' einen Knochen sich erobert,
Sein Sohn speißt' am Geruch sich satt.

Carl.

Wer ist's,

Deß unbefehdener Mund mich unterbricht
So jähen Eifers, besser Sache werth?

Don Juan.

Juan von Oestreich, kaiserlicher Herr!
Wo ist mein Erb?

Carl.

In Deines Vaters Herzen.

Don Juan.

Wollt Ihr mich segnen, Eire, so dank' ich Euch,
Nur gebt mir was, woran der Segen wirkt.
Sonst gleicht Ihr einem Priester, der den Text
Des Ehebruchs auf einer Klippe spricht
In leere Luft, und seine Braut vorhanden.
O segnet lieber, was ich haben soll,
Denn was ich bin, das habt Ihr schon gesegnet,
Als meine Mutter lag in Euren Armen.
Wer war die Mutter? Soll ich's nie erfahren?
Niest Ihr mich her nach Brüssel nur, um mich
Pasha zu nennen? Eire, was mich betrifft,
Ich gelte mir so eßt erzeugt wie Einer.
Doch steht die Welt hier einen wunden Fleck.
Draum grübt ein weltlich Pfaster, das ihn heile.
Vegt nur ein Ländchen d'rüber, eine Guse,
Mir Brod zu sieh'n, das keinem König zinst.
Bin ich Eu'r Sohn, so bin ich Eurer Art
Und mag nicht dienen als dem höchsten Gott.

Carl.

Sprich hier nicht mehr, bis ich mein Amt gethan.

Don Juan.

Wär' ich so reich an Worten, wie der Bruder
An Römern Sand in seinem Erbe, Eire,
Ich wollt' sie brauchen, bis die Lunge verfest,
Dass Kleinod meiner Freiheit zu erhadern.
Ein Krönchen, Eire, von all' den hundertern!
Vererbt mit diesem tollgetheilten Erbe
Nicht Haß und Kampf! Zwei Meilen im Geviert
Vom ganzen Stern! Die winzigste der Inseln
Sei mir genug.

Carl.

Was marterst Du mit Bitten

Mich, der ich nichts begehrt, und bittest nicht
Bei dem, der jetzt zu geben hat? Da steht
Dein Bruder Philipp —

Don Juan (zu Geobach).

Hei! Das ist 'ne Wendung,

Die Loyola noch auch gefunden hätte!

So sei es denn! —

(Philipp erbauret mit starrer drohenden Augen die Anrede. Don Juan entlich.)

Werst die Garpun' hinab

Und holt das Wort wie einen Fesht empor,

Sont' find' ich's nicht. — (tritt zurück: für sich.)

Ich soll als Bettler sterben!

Philipp (zu Walter).

Bemerkt ihr dies?

Carl.

Sprachst Du von Habet nicht

Den meine Theilung hätte! Sieh mir doch
Noch einmal Antwort, Don Juan, eh' ich
Dies Ohr auf ewig für die Welt verriegle.
Ich gebe Dir, was Du verlangst. Ich gebe
Die fernste meiner Inseln Dir, wird das
Für ewig Dir genügen? Wird der Adler,
Der sich so mächtig regt in Deiner Brust,
In solches Reiches engem Käfig nisten?

Don Juan.

Seid unbesorgt!

Was mehr ich werth bin, Eire, das nehm' ich
mir.

Gott gab die Welt als ungetheilten Schatz
An sein Geschöpf; er theilte dem Geschöpf
Ein denkendes Gehirn, den hohen Muth,
Den Durst nach edlem Wirken mit. Weshalb?
Ich denk', daß es von diesem vollen Schatz
Soviel ergeißt, als es zu haben werth.
Und was ich werth bin, muß ich haben, Vater.
Nach diesem Rechte theilt Natur, und wahrlich,
Das Recht ist älter als die Vaterlaune.

Carl.

Da zischt der Trache, den ich fürchtete!

Lehr' den Monarchen, der die Völkerheerden
Ein halb Jahrhundert wurbete, die Weisheit,
Wie er das Werk muß lassen, das er schuf!
Lehr' Du den Carlos Scepterträger kennen!
Soll mir das Haus, das mühlam hergerichtet,
Zulezt durch einen Feuergeist wie Du
In Blut und Flammen enden? Menschenordnung
Kann nicht zum Hirten den Titanen brauchen.
Kraft, die gewohnten Maßstab übersteigt,
Soll sie nicht Unheil ha'n, so muß sie dienen!

Don Juan.

So muß ich dienen? Muß ich? Herr der Welt,
Du hast noch Erden, Sonnen, ungesählte!
Gib's keinen Winkel dort für Don Juan,
Als Du beschloßest, daß er leben sollte?

Carl.

Du bist von Geistes Gnaden Souverain!

Laß Dir an diesem Königthum genügen.

Die Welt gieb denen, die nach irdischem Recht,
Nach armem, dürft'gem Menschenrecht sie erben.
Wohl dem, der einen Herrn hat! Jede Pflicht
Ist eine Wohlthat, aber suchbar ist's,
Niemand auf Erden Rechenschaft zu schulden,
Als nur der Gottheit in dem eig'nen Herzen.

Don Juan,

Ah, Weisheit find' ich billig wie die Dirne
Zu eines Jeden Wunsch. Das ist des Menschen
Verruchter Vorzug vor dem blöden Vieh.

Karl.

Da seh' ich meine niederländ'schen Freunde,
Dich auch, mein wack'rer Rathsherr van der Aken!
(Aken will weinen, Karl fängt seine Hände auf.)

Du irrst Dich, Freund. Man kniet vor Todten
nicht,

Auch nicht vor Bettlern und vor armen Sündern.

Hier ist der König — hattet Ihr mich lieb,
So wendet's meinem Sohne zu; es ist
Der Liebe Vorrath ein zu köstlich Ding,
Als daß er unverschent im Herzen roste.
Doch leih' mir eine Lippe von den Euren,
Daß ich mein Volk mag segnen. Ei so grüß'
Dich Gott, Du liebe Tochter meines Wirths!
Dem jüngsten Munde sei der Ruß vertraut,
So lebt er ja am längsten unter Euch.

(Er küßt Beata.)

Kennst Du den König!

Beata.

Bohl, mein theurer Herr.

Karl.

So bring' im Namen Deines Volkes ihm
Die Huldigung, die Brauch ist auf der Erden,
Beata (kniet vor Don Juan).

Im Namen meines Volks!

Karl.

Was thust Du doch?

Beata.

Ich huld'ge, wo ich muß.

Karl.

Herr van der Aken,

Belehrt sie doch! Was kommt dem Kinde bei?

van der Aken.

Dort ist der König, den uns Karl gegeben!

Beata.

Hier ist der König, wie ihn Gott gemacht.

Don Juan.

Wollt Ihr noch weiter Zeugniß? Kom' ein Cherub,
Er spräch' nicht wahrer. Heil dir, süßes Kind!
(Gibt sie auf.)

Karl.

Das Mädchen schwärmt, laß sie in Ruh'. —

Mein Sohn,

Es ist mein Will', daß aus den Niederlanden —

Ich hab' sie lieb gehabt, und diese Liebe

Ist nicht der schlechteste Theil von Deinem Erbe —

Ein Mittler zwischen Dir und diesem Volk

Dir folgen soll zum Hofe nach Madrid.

Und dieser Mittler sei der van der Aken.

Reiß' ihm Dein Ohr und achte seines Rath's.

Vein' erst ein Volk, das Du regierst, verstehen.

So sparst Du Dir den Kummer der Gewalt.

Nun sprich ein Wort zum Volk, derweilen ich

Mich mit den Waffen des Gebets rüste

Zum letzten Gang. Denn dieses hast zum Zeichen:

Wie Karl sein eignes Lobtenamt begehrt

Und seine Schritte lenkt durch jenes Grab;

So ist er todt für Euch und diese Welt,

Wenn ihn der Klostersfrieden aufgenommen.

Der Leib hat sich auf Erden nur veräußert

Und eilt der Seele nach, die schon hinüber.

(Er wendet sich, die 2 Priester zur Seite, nach hinten und kniet zum Gebet auf einer Stufe nieder. Anberühmten beginnen einen leisen Gesang. Als Anwesenden wenden sich gleichfalls in der Haltung des Gebets nach hinten, jedoch nur Philipp, Waldey und van der Aken in Vordergründe hin.)

Philipp.

Nenn' Eure Wünsche!

Gott und die Heil'gen werden mich erkauf'ten

In meiner Antwort.

van der Aken (kniet).

Sire, gewähret uns,

Dem Brauch zu leben, den uns Karl gewährt.

Philipp.

Soweit ihn Christi Kirche dulden kann.

van der Aken.

Das von Jahrhunderten gebürget Recht!

Philipp.

So weit es un're Rechte nicht berührt.

van der Aken.

Die Freiheit un'res Glaubens und Gewissens.

Philipp.

Ihr sollt die Freiheit haben, die Ihr braucht.

(winkt.)

van der Aken (steht auf).

Aus diesem König quillt kein warmer Hauch,

Der unser Hoffen schwellt. Beschüh' uns Gott!

Waldey (tritt zu Philipp).

Der Prinz ist liebenswerth.

Philipp.

Ein eifler Ged.

Waldey.

Ein Ven von Ket. Der Liebling aller Fran'n.

Seid Ihr nicht wohl, mein gnäd'ger König?

Philipp.

Schweig!

Du magst ihn tödten, aber Lob' ihn nicht!

Ich will's nicht dulden, Priester!

Waldey (weint).

'S ist der Reid.

An dieser Fessel lenk' ich die Thüre

Zur Ehre Gottes wie das sanfte Lamm!

(Beut.)

Er ist gefährlich, der Bastard!

Philipp (schl.).

Du meinst?

Er giebt nach jedem Ruhm.

Waldez.

Er soll ihn haben.

Philipp.

Der Wunsch zu herrschen treibt ihn wild umher.

Waldez.

Er soll Genüge sehn für diesen Wunsch.

Philipp.

Bin ich so schwach im Hirn? Gefall' es Euch,
Mir ohne Rathsel, was Ihr meint, zu sagen.
Was soll's mit ihm?

Waldez.

So Dich was ärgern darf,

So mach' es schablos!

Philipp.

Gut, ich will's zertrümmern.

Waldez.

Die plumbe Weisheit eines Knabenhirns!
Der Kaiser ist geborner Feldherr, hell
Leuchten die Zeichen eines Schlachtendenkers
Von keiner Stein. Sei er ein Paladin
Der Kirche Christi und der span'schen Krone,
Doch Tantalus in alles Wirkens Fülle.
Läß ihm den Wahn, für eig'nen Ruhm zu leuchten,
Dieweil er leucht in unserm Joch. Er soll
Den Sieg nie kosten, den er pflücken wird.
So hungrig, wie er ist, mag er die Frucht
Vom Baume des Erfolges hau'n — wir sorgen,
Daß sie der Kirche voll' in ihren Schooß.
Und ewig büchsend sind' er nirgend Rabe!

Philipp (im Triumph ausruhend.)

So wird es gehn. Es soll der Vorberkranz
Nur flüchtig säkeln seine Stien, doch nie
Dort Wurzeln schlagen. Gut.

(Waldez tritt zurück.)

Komm', schöner Falke,
Ich seh', Dich hungert. Nahrung liegt bereit,
Run stoß hexzu — wie? schmeckt es nicht? Ich
glaub'.

Der Röder war gemalt! So spreie den!
Sieh', wie Du gierig thust. D'rum warte noch.
Ich nehm' ihn wieder weg. Kann sein, kann sein,
Ich hab' noch süßern Fraß, und such' ihn Dir.
Und so geneckt vom brennenden Gelüst
Fällt er vom Fleisch, verliert die Federn, magert,
Schnappt noch einmal, krampt seine Krallen ein
Und liegt verendet — still! Zum Streben schickt
Der Kaiser sich — ich bin der Herr der Welt!
(Orgel. Gesang de profundis. Der Vortrag theilt sich,
man sieht einen Widensamp. Der Orgel steht, seiner
Ränge nach, der Bühne zu, aber stark nach vorn geneigt,
so daß der Kopf Karls, ihm durchaus ähnlich, nur ge-

schlossenen Auges, dem Zuschauer gut sichtbar ist. Gan-
delabres. Obernaben mit Fedeln. Nach einer Weile
steht Karl auf, die Priester treten seitwärts, der Mittel-
raum der Bühne ist frei. Der Gesang verhallt.)

Karl.

Gegrüßt, o Majestät des tohten Karl!
Sei mir gegrüßt, Du Staub vom Kaiserstaube!
Wo blieben Deine donnrenden Befehle?
Dein gold'ner Pomp, Dein Heer und seine Siege?
Folgten sie Dir bis an das letzte Haus,
Und nicht hinein? War Alles eine Lüge?
Jedoch Du selbst, was bist Du anders nun
Im Hitterprunke Deines Leichenhemds?
Für eine Handvoll Ewigkeit gewürzt
Mit Spegerei'n, äßst Du das Leben nach
Und läßt zum Sieger Dich im Reich des Tod's,
Der keinen Sieger duldet, als sich selbst.
Doch nein! Der Mund, so lang' von Stolz ge-
schwellt,

Hängt müd' herab, nur die Verachtung blüht
Wie ein vergess'ner Posten Deiner Macht
Ruthläshem, eiskalt aus den fahlen Winkeln:
Verachtung alles dessen, was hienieden
Dir bog ein Menschentrie, Verachtung selbst
Der schleim'gen Wade, die Dich bald benagt,
Bekennst Du Deiner Größe schranken Wahn?
Und thätst Du's nicht, thätst Du es jezt noch
nicht —

So zrig' ich Dir ein Bild und gebe Dir
Zerknirschte Demuth auf die ew'ge Keise
Als Jehrgehd für die Seele! Sieh' Dich um!
Da sehn die Länder weinend um Dich her:
Ererbtes Gut — wie mühelos erobert!
Die Colonien, die Du mit Feuereschländen
Den armen wilden Menschen abjagt —
Wie groß, wie glorreich hallen Deine Thaten!
Karl, höre mich! Sieh Antwort, großer Karl!
Wo unter allen säumen Deine Deutschen?

Wo sind die deutschen Ständ' in dieser Stunde?
All' jener Aufwand von erhob'nem Jorn,
Von Kriegeslärm und prächtlichem Troß
Und eine Welt in Waffen zwangen Dir
Zwei deutsche Fürklein nicht an Deinen Sarg?
Dein Kienentraum, gleich einem stolz geschwellten
Ballon, den eine Nabel trauf, verkrumpft
Vor eines Mönckleins Zunge, vor der Zunge
Des Augustiners!

(So Philipp.)

Wütender Monarch,

Hier lerne, wenn Du lernen kannst! Ich selbst
Sieh' noch besangen in der eignen Zeit,
Weiß nicht, ob jener Himmelsflücker ward
Von Gott, ob von der Hölle mir bestellt.
Die Nachwelt wird es richten, wenn die Wahrheit

Von un'rer Selbstsucht Bodensatz geklärt,
Einst ruhiger wallt im Strome der Geschlechter.

(Zur Scene.)

Du aber, Karl, so Dir ein Rest von Stolz
Zurückgeblieben in der Kaiserkrone,
O laß ihn dort und tritt die Himmelkreise
In Demuth an, eh' Dich der letzte Bettler,
Den Deines Koffes Hufe je besprizten,
An himmlischer Bognadung überholt. —
Kun sehn' ich mich, o herzlich sehn' ich mich
Nach Ruh' für meiner Tage fargen Rest.
Hat hier noch Wer zu reden mit dem Kaiser?
Don Juan.

Sitz —

Karl.

Stürm'scher Unhold, quälst Du mich so weiter?
Ist nicht mein Sohn, der nun Dein König ist,
Dein Bruder auch, und säubest Du sein Wort
Zu meinem Blut in seinem Herzen? Soll ich
Des Haberd's Anblick in die Grube nehmen?

Don Juan (mit weidem, off'nen Entsatze.)

Philipp, erlaub' ein Wort! Verzeih' Dir Gott,
Wenn Du's erträgst, daß ich noch einmal bettle.

Philipp (zornigt ihn).

Du kannst nicht betteln, wo ich schon gewährt.
Beneide mich! Du bist der Glückliche.
Den preiß' ich, der sich tapfer darf eringen,
Was er begehrt. Ich, der ich Alles habe,
Muß es geschmälet und bestritten sehn.
Bin ich ein span'scher König? Babelt sich
Kein maurisch' Hof mehr im Guadaluquivir?
Erglängt der Halbmond nicht in's weite Land
Von allen Zinnen der Stierren? Liegt
Nicht Soliman vor allen span'schen Häfen?
Don Juan.

Und ich — versteh' ich Euch —?

Philipp.

Mein lieber Bruder!

Ich hab' im Schlosse zu Madrid ein Ding,
Das einem gold'nen Feldherrnstabe gleich.
Wißt Du, so folge fröhlich mir dahin!

Don Juan.

Der Himmel hellt sich, fernab grollend weicht
Die letzte Wolke von der dumpfen Seele!
O so Du's wahr und offen meinst mit mir,
Wie ich Dir wahr und offen will gehören:
Hast Du gethan, was Dich des Himmels Auge
Besser empfiehlt, als tausend Jahre Betens.
Ich will nicht fragen, was Dein Herz gewendet.
Ich will mich freu'n, wie sich der Vogel freut
Und regt die nassen Flügel nach dem Sturme.
Nach' mich zum Herzen meiner Siege, Bruder,
So will ich liegend meinem König dienen!

Karl.

O seht! Wie fein und lieblich ist es doch,
Wenn Brüder einig bei einander wohnen.
Gefestet und gefugt laß' ich die Welt
Zurück — mich lasset ziehn in diesem Glauben!
Hebt keine Klagen um den Kaiser an!
Nur ein Gehang des Friedens halte noch
Verfchwindend aus der Erdenferne mir
In meine Ruh'statt nach, und ich will denken,
Daß mich der Friede grüße, den ich schuf.
(Weiter Vortrag: „Friede auf Erden und den Menschen
ein Wohlgefallen“.)

(Karl geht mit den 2 Brüdern nach dem Garde zu, die
übrigen, außer Philipp, rechts und links ab.)

Philipp (laufend).

Frieden auf Erden — — ja, in ihren Gräbern!
Ein Wohlgefallen — — Rom und meinem Haß!

Garde des Vorplatzes.

Inhaltspunkte für die Kritik.

Zweierlei können wir dem Verfasser des
Bastard als Verbesserungen an dieser „Umarbei-
tung“ zugestehn. Es sind zwei oder drei grasse
Ausdrücke getilgt worden. Der Verfasser wird
wissen, daß hierin bisher ein wesentliches Hin-
derniß lag, seine Dichtungen bei der hierfür so
feinfühligten Hofbühne von Wyzanz anzubringen.
Das Zweite ist die Entfernung einer Reminiscenz,
Denn in der älteren Fassung, die am Berliner
Beste-Alliance-Theater gegeben wurde, trat
Johann von Oestreich allein auf und mono-
logisirte:

„Johann von Oestreich, Sohn des fünften Karl,
Sei heiter . . .“

Die Kritik rügte mit Recht, daß dies fast an
Richard III. erinnere, wo die Hauptperson auch
das Stück allein eröffnet: „Nun ward der
Winter untes' Nihoregnügens . . .“ Wir
freuen uns, daß der Verfasser auf die Stimme
der öffentlichen Kritik etwas zu geben scheint.
Dafür müssen wir mit Bedauern bemerken, daß
Lindner die wichtigeren Anlässe zum Tadel auch
jezt noch nicht beseitigt hat. Dieser ganze erste
Act ist nichts als eine Copie des Königs Lear.
Hier wie dort entäußert sich ein herrschens-
müder Mann seines Reichs, hier wie dort rich-
tet die Verblendung seines Verfäheens große
Verwirrungen an. Das Plagiat kann auf keine

Weise beschönigt werden. Und wie willkürlich springt Lindner wieder einmal mit der Geschichte um. Aus dem Brockhaus'schen Conversationslexicon, das unsre Redaction besitzt, geht klar hervor, daß Johann von Oestreich i. J. 1556 erst 11 Jahre alt war, wie kommt Lindner dazu, ihn mindestens 17 Jahr alt auftreten zu lassen? Die Komödie mit dem Leichenpomp fand bekanntlich in San Juste statt, und solche Phantastik gehört auch eher nach Spanien als in die nüchternen Niederlande. Endlich hielt Carl soviel wir wissen, seine Abschiedsrede in lateinischer Sprache! — Wirft man einen Blick auf das Personenverzeichnis, so erstaunt man über die naive Treisigkeit, mit der Lindner

seiner Arbeit dadurch ein Interesse und Ansehen zu geben sucht, daß er Personen aufführt, mit denen uns ein Schiller bereits vertraut gemacht hat. Denn wie wir hören, wird uns im eigentlichen Trauerspiel auch die Eboli nicht erspart werden. Es fehlte nur noch, daß man uns den Prinzen Don Carlos in seiner ganzen historischen Blödsinnigkeit vorkühre!

Es mag sein, daß das Opus, das sich Kaiser Carl's Heimgang betitelt, auch Vorzüge besitzt, aber die oben gerühmten Bedenken sind so schwerwiegend, daß sie jede Bereitwilligkeit zu einer anerkennenden Aeußerung lähmen müssen.

Albert Lindner.

Klänge des Schmerzes.

Von Hieronymus Lorm.

1. Nacht und Tag.

<p>Die Seele schläft, daß eine Welt der Träume Ihr glänzen soll. So sind zur Schlummerzeit des Himmels Räume Der Sterne voll.</p>	<p>Wie leer ist, wenn der Sonne Strahlen brennen. Das Himmelszelt! So offenbart des wachen Geists Erkennen, Wie leer die Welt.</p>
---	--

2. Nachtwache.

<p>Das Buch, wo Haß und Lieben Ihr Tiefstes eingeschrieben — Nicht kauf der Menschenwille Dies Buch voll Graun und Pracht, — Die Hölle wob's, das Eden Aus fremden Zaubersäden: Es ist die dunkle, stille, Die Schlafberaubte Nacht.</p>	<p>Berschollen und verloren, Gestorben — nie geboren Ist, was im Lebensglanze Verläßt sein Schattenreich. Was niemals eingetroffen Von Sehnsucht, Wahn und Hoffen, Erscheint zu buntem Tange Wie Irtrwisch auf dem Leich.</p>
<p>Sie läßt den Wachen lesen Als That, was nie gewesen, Ob's auch als ahnend Rauchsch Der Seele schon sich bot. Die Glocken sind verklungen, Die Gräber aufgeprungen; Es ist ein selig Tauschen Des Lebens mit dem Tod.</p>	<p>Durch Worte, nie gesprochen. Die nur als Pulse pochen; Durch ihre Zauberrille, Durch wachen Traumes Macht — Vom Leben uns, vom bösen, Schon lebend zu erlösen, Versucht die dunkle, stille, Die Schlafberaubte Nacht.</p>

3. Vergangenheit.

Mein Herz, du bist das Himmelreich!
In deinen heiligen Räumen
Die Seelen wandeln sanft und bleich
Von längst verstorbenen Träumen.
Sie trauern, daß in verborgener Welt
Unsterblicher Schmerz sie gefangen hält.

4. Vor dem Tode.

Sterbend singen stolze Schwäne
Ihren Schmerz zum ersten Mal.
Eh des Todes Schwingen rauschen,
Eh die höhern Geister lauschen,
Keines Wortes, keiner Thräne
Hatte werth die eigne Qual.

Tief zwar bohet den Dold in's Leben
Schmerz um ein verlor'nes Gut —
Stets noch unfer als Entbehrung,
Nie mehr wieder als Gewährung,
Läßt das Glück uns im Entschweben
Sein Gespenst, das nimmer ruht.

Doch gelöst von ird'is'chen Banden
Wird erst das Erkennen klar,
Daß ein Glück, wie hold auch immer,
Wenn erblaffen kann sein Schimmer,
Wenn's für ewig nicht vorhanden,
Auch nicht für die Stunde war.

5. Was man noch sagen kann.

Ich habe viel gelitten,
Geträumt, gewollt, gedacht,
Und ohne Raß gestritten
In heißer Lebenslacht.

Genug! Die Augen brechen,
Daß Herz ist müd und wund.
Die Klagen auszusprechen
Verschmäht der stolze Mund.

Nun bist du mir erschienen,
Da ich fast sterbend bin,
Und fragst mit sanften Mienen
Mich nach des Lebens Sinn.

Es fiel am Fuß des Malles
Ein armer Reiterd'mann,
Und was er sprach, ist Alles,
Was ich dir sagen kann.

Ran trug den kühnen Legion
Und blutigen Schlachtgewühl.
Sie kam, die Kranken pflegen,
Zu seinem Sterbepfuhl.

Die herrlichste der Frauen,
Sie war des Königs Kind.
Er durfte sie noch schauen
Und schaute sich fast blind.

Sie frag ihn sanften Schalles:
„Du leidest viel? Sag' an!“
— „Es stirbt sich gut, ist Alles,
Was ich dir sagen kann!“

Ein Märchen vom Ganges.

Von Karl Boermann.

I.

Oh Albion, das stolze, noch
 Gott Indra's Wolk gebeugt in's Joch,
 Lag eine Stadt am Ganges-Strom,
 Mit armen Hütten, still und traut,
 Mit reichen Schlössern, stolzgebaut,
 Und funkelndem Pagoden-Dom.
 Doch aus dem bunten Häusermeer
 Erhub sich vielgethürmt und hehr,
 Hochragend in des Himmels Blau,
 Die Königs-Burg, ein Wunderbau,
 Tsch Gärten sich verließen
 Wie an des Ganges Tiefen.

Trin sah im hohen Säulen-Saal
 Mit goldner Kron' auf goldnem Thron
 Der schwarzgelockte Königssohn,
 Im dunklen Aug' der Weisheit Strahl.
 An Schönheit war im weiten Reich
 Dem jungen König Keiner gleich.
 Und Keiner gleich an Kraft und Muth
 In Tigerjagd und Kampfesglut,
 Und Keiner gleich an Geisteskraft,
 An Weisheit und an Wissenschaft,
 Und Keiner gleich an Willen
 Der Menschen Leid zu stillen.

Der junge König hält Gericht:
 Beklagter steht mit festem Sinn;
 Der Kläger rechnet auf Gewinn;
 Erwartung, Furcht und Hoffnung spricht
 Aus aller Hörer Angesicht.
 Doch als der Spruch gesprochen war,
 Sah Jeder Recht und Unrecht klar:
 Laut jubelt' auf des Volkes Schwarm;
 Die Gegner gingen ohne Harm
 Nach Hause friedlich Arm in Arm
 Und rings Scholl's tausendmäßig:
 Heil unserm jungen König!

Und als der Schwarm geräumt das Haus,
 Und nur wie ferner Wogen Braus
 Ihr Lärmen und ihr Jubel-Sang
 Zum Schlosse noch herüberdrang,
 Umgab des jungen Königs Thron
 Der alten Rätthe Schaar sogleich,
 Die unter seinem Vater schon
 Die Stützen sich genannt im Reich
 Und nebenbei nach altem Brauch
 Sich Südel angefüllt und Bauch,
 Und ob das Reich zertrümmert,
 Sich wenig d'rum gekümmert.

Es waren aber alle sammt
 Die Rätthe noch in Würd' und Amt,
 Weil es in seiner Todes-Lual
 Des Königs Vater so befohl.
 Jetzt drängen sie sich schmeichelnd vor:
 Der eine faßt des Jünglings Hand,
 Der andre läßt sein Goldgewand,
 Der Dritte raunt ihm was in's Ohr.
 Er aber winkt gedankenvoll,
 Daß man allein ihn lassen soll:
 Die Rätthe sich verneigen
 Und geh'n hinaus — und schweigen.

Und als der edle Königssohn
 Im hohen Saal allein sich gläubt,
 Nimmt er die Krone von dem Haupt
 Und legt sie nieder auf den Thron.
 Und tritt, befreit vom Pflichtgefühl,
 In seinen Garten, duftig-kühl,
 Und blickt von der Terrasse Rand
 Hinunter auf sein schönes Land
 Und auf das bunte Stadtgewühl
 Und auf des goldnen Stromes Strand
 Mit Hütten und Palästen,
 Umrankt von Blütenästen.

Und in das nahe Stadtgetos
 Raft bitter-klagend er hinaus:
 „O Einsamkeit, o Königs-Loos!
 Wie ist die Welt so reich und groß,
 Wie weithin dehnt sich Haus an Haus!
 Und in den Häusern allerwärts,
 Da wohnen Menschen-Lust und Schmerz;
 Doch überwiegend ist die Lust,
 Denn an des ärmsten Mannes Brust
 Schlägt liebevoll ein Freundes-Herz,
 Das seine Wunden heilet
 Und seine Wonnen theilet.“

„Nur mir auf meinem stolzen Schloß,
 Mir fehlt der liebende Genuß:
 Kein Herz schlägt an dem meinen warm,
 Das mich verständ' in Freud' und Harm:
 Nur eigennützig'er Larven Schwarm
 Umgibt mich, und der Diener Troß.
 Und Aller Herzen sind doch mein
 Und Alles liebt mich, das ist wahr;
 Doch liebt mich Alles offenbar
 Nur wie die Flur den Sonnenschein:
 Aus freiem Herzensdrücke
 Schenkt Keiner doch mir Liebe!“

Doch Fürsten haben keine Zeit
 Zu Schwermuth und zu Traurigkeit:
 Schon tönen Cymbeln an sein Ohr,
 Und anmuthvollen Ganges naht'n,
 Mit leichten Falken angethan,
 Die Bajadere'n sich im Chor.
 Sie schmiegen sich und biegen sich,
 Bekleidet halb, halb lieblich naht:
 Sie bren'n sich und sie wiegen sich
 In feierlicher Rhythmen Tact:
 Die Locken wallen lose
 Im Abendwind-Gefloß.

Und als der Tanz beendet war,
 Da trat die schönste aus der Schaar,
 Die vielberühmte Sängerin
 Mit leichtgewalktem Rabenhaar,
 Sich neigend vor den König hin;
 Und sang ein Lied so rein und klar,
 Ein Lied so wunderbar und wahr,
 An Tönen reich und tief an Sinn.
 Der junge König stand und lauscht'
 Von des Gesanges Gut berauscht,
 Wie auf des Ganges Rauschen
 Geweichte Seher lauschten.

Dann fuhr er auf und sagte schnell:
 „Das klang so rein, das klang so hell!“

So drang noch früher nie ein Klang
 Zu meinem Herzen froh und bang.
 Der diese klaren Weisen schuf,
 Antwortet meiner Seele Ruf.
 Der dieser Lieber Ton erdacht,
 Deß Herz für meines ist gemacht.
 O sag' mir, Mädchen, wenn du's weißt,
 Wie dieser Lieber Dichter heißt:
 O sag' mir, wo er wohnt,
 Daß ich ihn fürstlich lohne!“

„O König“, hub die lieblich an,
 „Der Dichter ist ein armer Mann.
 Er lebt in Einsamkeit und Noth;
 Seit ihm die treuen Eltern todt;
 Doch er ist schön und er ist jung,
 In seiner Haut' ist Blut und Schwung;
 Wo seine Lieber sind bekannt,
 Wird Wundermund er zubenannt.
 Doch seiner armen Hütte Raum
 Vermag ich dir zu weihn kaum.
 Woll' deine Rätze fragen:
 Die können dir es sagen.“

Darauf der König wohlgesinnt
 Zu seinem klugen Rath beginnt:
 „Ist die der Dichter wohl bekannt,
 Der Wundermund wird zubenannt?“
 „Den edlen Dichter kenn' ich wohl:
 Schon fliegt kein Ruhm von Pol zu Pol!“
 „Und ist die Hütte dir auch kund,
 Besohnt vom Dichter Wundermund?“
 „Des Dichters Hütte kenn' ich auch,
 Fern von der Stadt Getös' und Rauch;
 Doch niedrig und erbärmlich.
 Es geht dem Armen ärmlich.“

„Wohlan, mein Rath, so reite Trab,
 Zur Dichter-Hütte reit' hinab;
 Doch in den Hain tritt ein zu Fuß
 Und bring' dem Dichter dies Juwel,
 In Gold gefaßt und ohne Fehel,
 Und meinen königlichen Gruß;
 Und sag ihm: „Deiner Lieber Ton
 Drang hell bis zu des Königs Thron
 Und drang mit nie geahnter Lust
 Bis tief in deines Königs Brust:
 T'um laßt er dich in Gnaden
 Zu seinem Hofstaat laden.““

„So sprich zu ihm und mach' ihm Mut,
 Wenn er vielleicht bescheiden thut,
 Und faß ihn selber an die Hand
 Und kleid' ihn in ein Prachtgewand

Und gieb in Huld und Freundslichkeit
Ihm selbst zum Schlosse das Geleit.
So fähr' noch heut' im Abendstrahl,
Ihn ein in meiner Väter Saal! —
Der alte Rath verneigt sich stumm.
Es schwirrt ihm wüßt im Kopf herum;
Doch wie sein Herr befohlen,
Vestügel er die Sohlen.

Und wieder steht der König-Held
Allein auf blühendem Alan.
Schon endet sich der Sonne Bahn
Und Purpurdunst erfüllt die Welt.
Es schweigt der laute Lärm der Stadt;
Nur leise säuseln Blüt' und Blatt;
Doch durch des Königs Seele zieht
Mit hellem Ton des Dichters Lied;
Und hallt ihm tief im Herzen nach
Und ruft ihm Ahnungswonnen nach
Und thut ihm frohe Kunde
Von neuem Seelenbunde.

Nicht lang, so kehrt der Rath zurück.
Dem König pocht das Herz vor Glück.
Doch naht der Rath verstört und bleich
Und taumelt einem Trunknen gleich.
Alleine kommt er, wie er ging,
Und hält noch in der Hand den Ring,
Den Ring von Edelstein und Gold,
Den er dem Dichter bringen sollt':
„O König“, ruft er hochentsetzt:
„Dein Ansehn wird gering geschätzt.
Nun zeig' dem strengen Dichter
Als Herr dich und als Richter!“

„Wie du mich hießest, zog ich hin,
Wo an des dunklen Ganga Strand
Des armen Dichters Hütte stand,
Trat höflich zu ihm ein und fand
Ihn auch bei seiner Arbeit drin.
Ich sag' ihm als dein treuer Knecht,
Was du mich hießest schlicht und recht;
Ich bot ihm dar das Prachtjuwel
Und hatte deiner Huld kein Hehl
Und sprach: „Es hat des Herrn Befehl
Zu seines Thrones Stufen
Dich gnädig hindeufen!““

Er aber sah von Kopf zu Fuß
Mich höhnisch an und ohne Gruß,
Und sprach: „Der Fürsten Gunst ist Was,
Und Was zerbricht beim ersten Stoß,
Und Glend ist der Knechte Loos,
Die Fürstenhuld gezogen groß.

Geh' hin und sag' dem König das.
Mich laß in Freiheit und in Ruh.
Das Kleinod aus des Königs Trub',
Das aber, Knecht, behalte du!“
Er sprach's und ließ mich stehen.
Ich wollt' vor Scham vergehen.“

Da unterbrach den Redeborn
Des alten Rath's des Königs Zorn:
Wild fuhr er auf vom Thron und rief:
„So heul' ich in den Ganges tief
Die Lieb', die mir im Busen schlief,
Und Rache sei der Seele Sporn.
D'rum eil' hinab mit raschem Schritt,
Nimm eine goldne Kette mit,
In goldne Fessel schlag' den Gei
Und weibe dich an seinem Schrei
Und laß ihn so in Ketten
Auf dürrer Stroß sich betten!“

Den Rath verklärt ein Freundschein.
Er schickt sich an zum frohen Gang;
Da tönt der Sängerin Gesang
Herüber aus dem Valmenhain.
Sie sang denselben süßen Ton,
Im Abendgluten hingehaucht,
Der einmal schon den Königslohn
Begaubert hat. Sein Grimm verzaucht.
„Bleib“, ruft er aus, „wie dem auch sei:
Der freie Dichter bleibe frei;
Denn keinem Herrn und König
Sind Kunst und Freundschaft fröhnig!“

Der Rath verneigte sich und ging.
Der König starzt' in stummem Leid
Hinauf zum gold'nen Sternenkleid,
Das herrlich um den Himmel hing:
Dann rief er aus in Schmerz und Hohn:
„O was sind Scepter, Kron' und Thron,
O was sind Fürsten-Pracht und Stolz,
Wenn Fürstenherzen nicht von Holz:
Spott und Verachtung ist ihr Lohn,
Wenn ihre Seele menschlich schmolz;
D'rum gebt mir, gebt dem Später
Ein Herz von Holz, ihr Götter!“

Er rief's und Fieber saß' kein Hirn,
Und grimmig schlug, vor Schmerzen bleich,
Der ärmst' und reichste Mann im Reich
Mit frebler Faust die eigne Stirn,
Die Stirn mit Gold bebiadent;
Und von den Schultern riß er wild,
Der edle Fürst, ein Jammerbild,

Den Purpurmantel, goldberbrämt;
Und riß ihn mitten durch und trat
Mit Füßen all' den Ritterstaat. —
Ein Diener mit Entsetzen
Lag auf die Purpursegen.

II.

Wo gelb und breit der Ganges schäumt,
In den der Wald, der ihn umsäumt,
Die blüthensternen Zweige taucht,
Da liegt, vom rauhen Nord verschont,
Die Hütte, wo der Dichter wohnt,
Von Rosenbüschen süß umhaucht,
Von Palmenhatten lind gekühlt
Und von der heil'gen Flut bespült —
Ein Hüttlein, dem kein Schornstein raucht,
Weil, was der fromme Sänger braucht,
Der Wald vermag zu spenden
Mit immer vollen Händen.

O Dichterloos, o selig Loos:
Fern von des Lebens Sturmgetos,
Der heiligen Natur im Schooß,
So unter'm blüh'nden Palmenbaum
Zu träumen seinen Dichtertraum;
Ob farg die Kost, ob eng der Raum,
Natur ist reich, Natur ist groß;
Die freie Seele spürt es kaum,
Schöpft nur im Flug des Lebens Schaum
Und reißt sich von der Erde los,
Um in beglücktern Sphären
Mit Göttern zu verkehren!

Im Hüttlein drinnen, eng und schmal
Auf harter Bank von rohem Holz,
Das edle Antlitz, schön und stolz,
Beglüht vom Morgen Sonnenstrahl,
Sitzt bei der Arbeit mit dem Stift
Der Dichter, der das Leben mied,
Und schreibt ein ernstes hohes Lied
In seiner Veden heil'ger Schrift.
„Denn wer auf Erden nichts begehrt,
„Der“, schloß er, „ist des Höchsten werth;
Und wer nach Allem trachtet,
In stetem Durst verschmacht!“

Bei Seite legt' er Stift und Blatt,
Und trat hinaus in die Natur,
Und seht' sich auf die Rajenflur
Und schaut hinüber nach der Stadt.
Noch hatte der Entfugung Pflicht
Von seinem edlen Angesicht
Gestreift der Schönheit Blüte nicht;
Noch tollt' ihm warmes Lebensblut

Noch glänzte frischer Jugendmuth
In seines Auges milber Glut;
Des schönsten Geistes Fülle
In schönsten Leibes Hülle!

Da kam daher mit festem Schritt,
Im Reiskleid von schlichtem Schnitt,
Den Reiseturban um das Haupt,
Ein Wanderer, vom Weg bestaubt;
Doch seine Haltung hoch und kühn
Und seines Blutes Flammenglüh'n
Verkünden nichts von Wegesmü'h'n;
So stand er vor dem Hain am Weg
Im blüh'nden Rosenbusch-Geheg,
Beschattet von der Palmen Grün.
Der Dichter sah mit Staunen
Den Fremdling an, den braunen.

Mit Widen beide mahen sich,
In Schweigen fast vergahen sich,
Bis es zuerst der Sänger sprach
Und forschend zu dem Fremden sprach:
„O jage Jüngling, schön und hehr,
Wer bist du und wo kommst du her?
Es mahnt an einen Dichtertraum
Fein Bildniß mich mit Allgewalt;
Denn solche göttliche Gestalt
Sah ich im Erdenthal kaum.
Loch bis ich es vernommen
Sei herzlich hier willkommen!“

Darauf der Fremdling frei und frank:
„Für deine Güte freundlich Dank!
Ich bin nach frommer Bäter-Art
Begriffen auf der Pilgerfahrt.
Da hier mein Weg vorüberfährt,
Konnt', ohn' in's Antlitz ihm zu seh'n,
Ich nicht vorbei dem Dichter gehn,
Der aller Menschen Herzen rührt.
Drum gönnt' mir von des Weges Laß
Und laß mit Redewürzen
Die Stunden uns verkürzen!“

Da saß' der Dichter, liebemarm,
Des schönen jungen Gastes Arm
Und hieß ihn setzen auf die Bank
Und holte was die Hütte barg,
Wenn es auch einfach war und farg,
An frischer Speiß' und edlem Trank.
Er holte, was die Flur ihm bot,
Er holte Honig, Kokos-Brot,
Bananen, frisch gepflückt vom Baum,
Und perlendhellen Palmweinschaum.
Und Redequellen flossen
Den tadelnden Genossen.

Sie sprachen von der Pracht der Welt
Im Meergrund und am Sternen-Zelt;
Sie sprachen von des Schöpfers Geist,
Der broden mit den Sternen kreist,
Den Seelen ihre Leiber weist
Und sich im All beschloss'n hält.
Sie sprachen von des Volkes Ruhm,
Und von der Künste Heiligthum;
Und sprachen schließlich unbewußt
Von ihrer eignen Herzen Lust
Und zeigten unverhalten
Sich ihrer Seele Falten.

„O sag' mir, Freund, was wohnst du hier
Allein im stillen Wald-Revier?
Und könntest doch mit Red' und Scherz
Beglücken manches Freundesherz!“

Was kommt mir die Gekligkeit?
Hier strahlt mir Götter-Heiligkeit!
Hier sing' ich, dem Gewühl entflohn,
Der Weisheit, der Entfugung Ton.

„Hier schwebt dein Lied in stillem Flug;
Doch draußend sollt' es gehn mit Flug,
Und sollt' in freischen Wellen
Aus vollem Leben quellen.“

O weck' mir eitle Sehnsucht nicht!
Entfugung ist des Armen Pflicht.
Wem dieses Leben Pracht beschrieb,
Der sing' des Lebens hohes Lied.

„So ist, was sich die Stadt erzählt,
Ein Märchen, dem die Wahrheit fehlt!
Man sagt, es rief der Königssohn
Dich liebevoll an seinen Thron.“

Kein Märchen ist des Königs Günst;
Doch lieber frei in freier Kunst,
Als Diener sein und dienen,
Von Fürstenpracht umschienen

„Als Diener nicht und nicht als Knecht
Berief er dich, verstand ich recht,
Er rief dich zu sich zum Palaß
Als treuen Freund, als lieben Gast.“

Wie kann des Königs Freund ich sein?
Ich kenne keine Schmeichelei'n.
Zu Schmeichelei'n und süßem Lüg
Umgeben Freunde ihn genug.

„Wer, so wie du des Königs Herz,
Hält eines Menschen Herz von Erz,
Hat selbst wol nie empfunden
Der Freundschaft Wonnestunden!“

Doch, Freund, da du mich angeblickt,
Hat mich der Freundschaft Band umstrickt.
Schon ist mir, als ob ohne dich
Das Leben mir im Traum verstrickt.

„Für dieses eine holde Wort
Gib' deine Lieder all' ich fort;
Doch öde haßt es in den Wind,
Weil wir im Leben fern uns find!“

O mein, o bleib' hier bei mir, Freund.
Ein Hütlein tosenbuschumzäumt:
Galt' ich für mich zu leben,
Wird's auch für dich was geben!

Da sprang der Fremdling auf vom Sitz,
Warf ab den Mantel, weggestäubt,
Und riß die Hülle sich vom Haupt,
Im Flammenaug' der Hoheit Witz,
Im Königsdunpur stand er da.

Die Stirne trug das Diadem,
An dem man leuchtend das Emblem
Der königlichen Würde sah.
So schüttelt sich ein junger Neu:
Des Waldes Thiere flüchten scheu
Und luchen sich mit Schreden
Im Dickicht zu verflechten

Der Dichter, der erkraft noch nie
Und warf auch jetzt sich nicht auf's Knie.
Doch er erhob sich von der Bank
Stand vor dem König hoch und schlant,
Und sagte warm und freudentroth
Die Rechte, die der Fürst ihm bot.
„Des Landes König freilich kann
Allhier nicht wohnen“, sprach er dann;
„Drum muß der Freund sich wol versteh'n,
Mit seinem ed en Freund zu geh'n.
Die List war klug eronnen,
Du hast mein Herz gewonnen!“

Mein Lied ist aus. Der König schuf
Dem Sänger höheren Beruf.
Der Feind brach ein. Der Boden dröhnt.
An seines Volkes Spitze zog
Der König in das Kampfgewog
Und kehrte heim, mit Sieg gekront.
Der Sänger focht in Keih' und Glied
Und sang ein hohes Heldenlied,
Das seines Volkes Ruhm verschönt
Und heute noch am Ganges lönt.
Was er vorher gesungen,
Ist in den Wald verklungen.

Ueber musikalische Texte.

Von Ludwig Noire.

Wie ist es zu erklären, daß unsere heutigen Componisten, unter denen wir doch gewiß sehr bedeutende Namen mit Stolz aufweisen können, so wenig Componirbares oder Componirenswürdiges finden, daß z. B. der große Tonmeister Richard Wagner zu seinem und der Tonkunst Nachtheil sich genöthigt sah, selbst unter die Dichter zu gehen? Ist die portische Ader der Zeitgenossen aufgetrocknet oder stehen die beiden Schwesterkünste auf so gespanntem Fuße mit einander, daß sie wie schmolgende Liebende sich gegenseitig ignoriren? Oder sind die Tonkünstler kritisch so übel berathen, daß wir in den Concertsälen häufig in Roten gefetzte Abersheiten mit anhören müssen, gegen welche die Arien der Mozart'schen Zauberflöte gerade zu tief sinnige Weisheit genannt werden könnten?

Wenn das Publicum Verse wie folgende:

Racht man in's Leben kaum den ersten Schritt,
Bringt man als Kind schon eine Thräne mit —

mit Ernst und Gelassenheit anhört; wenn ein Robert Schumann sich so weit vergessen konnte, dürre Prosa wie: „Es ist eine alte Geschichte!“ in das Reich der Dichtung zu übertragen oder gar Phrasen wie: „Ich sah mein Lieb, wie sehr du elend bist!“ mit dem ganzen Höllenbreughel Conccone'scher Effecthascherei zu umkleiden und damit eines geneigten Publicums frenetischen Beifall herauszulärmen, so darf uns das doch wohl einigermaßen bedenklich stimmen. Derselbe Meister verschwendete seine Musik an der geschmiegelten und gedrechelten „Pilgerfahrt der Rose“, und componirte den zweiten Theil des Faust, in welchem mir die Verse:

Wär' er auch von Asbest,
Er ist nicht reinlich!

vom Chorus plenus vorgetragen, stets absonderlich gefallen haben!

Man sieht, das ist Alles anders geworden gegen die Zeiten, wo ein Gluck sich Stoffe wie Iphigenie, Alceste, Armida, Orpheus auswählte, wo Haydn mit inkränftigem Gebet an die Weiterführung seiner herrlichen Schöpfung geht oder den Text seiner „Jahreszeiten“ aus den schönsten Stellen der Thomson'schen Seasons zusammenstellt, wo Beethoven an Shakspeare'schen Dramen oder Schiller's Lied an die Freude sich begeistert, oder auch Mendelssohn die unergängliche Schönheit der Psalmen und der Goethe'schen Lieder mit seinen Zauberklängen umwoh.

Diese offenbare Verflachung des dichterischen Geschmacks der Musiker — wenn es mit rechten Dingen zugeht, so muß doch das Dichtwerk den Musiker anlocken und unmittelbar ergreifen — liegt sie in der ganzen Zeitrichtung, welche auch den Offenbachianen den Zugang zu unseren Theatern eröffnet hat? Ist die picante Sauce die Hauptsache und das Göttliche, d. h. das Wahre, Echte, Ursprüngliche, der tief

aus der innersten Seele quellende Strom der Begeisterung Lebensfackel? Sind Hameling, Rakart u. s. w. die natürlichen Zeitgenossen von Siegmund's Liebesbrunst?

Man sieht, das ist eine Reihe von „wohlauzuwerfenden Fragen“, zu deren Beantwortung der Kritiker wohl seinen spitzigen Schnabel wehen und tief sinnige ästhetische Betrachtungen anstellen dürfte. Das ist aber meine Sache nicht; denn ich bin von jeher der Ueberzeugung, daß die Kritik nur dann heilsam wirkt, wenn sie das Reich der Abstractionen verläßt, mit Thatsachen rechnet und statt dem Leser metaphysische Träume vorzugaukeln, ihn an der Hand nimmt, das Thatsächliche mit ihm durchmustert und ihn zum Mitdenken und Miturtheilen nöthigt.

I. Kriegssyrik.

Eine schwere Wahrheit tritt uns in der Thatfache entgegen, daß die großen Ereignisse der jüngst vergangenen Zeit nicht ein einziges echtes Lied aus ihrem Schooße geboren haben, welches zum Herzen des Volkes gedrungen und dessen lebendiges Eigenthum geworden wäre. An gutem Willen der Poeten hat's wahrlich nicht gekehrt; in allen Tonarten schwirrte und sumimte es Kriegs- und Siegesweisen und mancher Verfasser schmückte sich gewiß schon, daß sein Lied von einem „echten Musikanten“, wie einst Freiligrath meinte, componirt, die deutschen Schaaren zu Sieg und Tod geleiten werde. Aber nichts geschah; die Dichtungen gingen spurlos vorüber und leben heute nur noch in Sammlungen buchhändlerischer Speculation oder literarisch-pädagogischen Interesses. Es war freilich wenig Zeit übrig, auf neue Lieder zu achten; die deutschen Häre erschoten Sieg auf Sieg, die Dabeimgebliebenen pflegten die Verwundeten und Kranken und überall erscholl nur das eine gewaltige Lied, das der Stimmung des Augenblicks den reinen und vollen Ausdruck verlieh: Die Wacht am Rhein. Wie anders war es aber doch anno dreizehn! Welch ein Viederkrühling erblühte damals, wie sand sobald jedes Lied seine Weise, wie gearbete jede Weise ein Lied! Und welch köstlicher Schatz, welch liebliche Tröstsamkeit waren diese Lieder in der nächsten Folgezeit, wo dumpfe Metternich-Reaction auf den Seelen lastete und man nicht mehr singen durfte von Kaiser und Reich! Es war freilich ein gewaltiger Unterschied zwischen diesen Liedern und jenen. In langjährigem Drude hat das Joch des corinthischen Despoten auf unserem Vaterlande gelastet und hatte die Herzen geläutert und gestählt zu männlichem Entschluß, den Blick emporgerichtet zu dem Gotte der Freiheit, und als nun die Stunde kam des Opfertods oder freudigen Sieges, da loberte die Begeisterung in hellen Flammen, der innersten Seelenglut entströmten die Lieder, und so fanden sie rasch den Weg zu den Herzen. Wie einst die lutherischen Glaubensgefänge, so bahnten sie den kühnen Streikern den Weg zum Siege.

Ja wie die lutherischen Glaubenslieder! Es ist nicht zu übersehen, daß es ausschließlich Preußen war, welches damals den Entscheidungskampf focht für die Erhaltung Deutschlands und daß mit ihm ein mächtiger Bundesgenosse kämpfte, der protestantische Glaube, der die ganze Innigkeit und Treue, die Reinheit und Lauterkeit des deutschen Gemüths im Gegensaße zu dem flachen französischen Wesen empfand. Man lese irgend eins jener herrlichen Lieder und man wird dieses Gefühl als ein echtes, wahres, das innerste Mark durchglühendes empfinden. Wie innig und wahr, welch ein Nachklang der alten frommen Dichter, die Worte:

Herz, laß dich nicht zerpalten,
Durch Feindes List und Spott,
Gott wird es wohl verwalten,
Er ist der Freiheit Gott.

Laß nur den Wüthrich drohen,
Dort bringt er nicht hinauf,
Einf! geht in heil'gen Lohen
Zoch deine Freiheit auf!

oder:

Wer ist ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut,
Wenn Alles bricht, er jaget nicht,
Dem Frommen nimmer graut.

Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünstig, wahr und frei,
Denn diese Wehe trägt nimmermehr,
Die bricht kein Mensch entwei.

Wie der Freiherr von Stein überzeugt war, daß der Kampf gegen Napoleon der Kampf der Engel des Lichts gegen den Satan sei, so durchwärmte die Sänger und Streiter jener Tage, vorab die süße, schwärmerische Seele Schenkendorf's, derselbe fromme Glaube.

Ich mag diese Lieder zur Hand nehmen, so oft ich will, immer strömt aus ihnen unmittelbar der Odem der lebendigen Begeisterung an mein Herz und es ist eine ganz ähnliche Empfindung, ob ich Luther's allgewaltiges Lied: „Ein feste Burg“ oder Arndt's: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ — Der wollte keine Knechte,“ ob ich Paul Gerhard's „Befiehl du deine Wege“ oder das schöne, herzinnige „Deutsches Herz, verzage nicht“ lese. Ueberall bringt die Stimme der Wahrheit, der unmittelbar nativen Empfindung hindurch und entzündet die Seele zu gleichem Gefühl.

Durchmustert man nun die neuesten Liederfassungen, einerlei, ob die wackeren Männer ihre Stimmen gegen den „Wolf, den Affyrer in klirrender Pracht,“ oder „wider Rom“ vereinigt haben, so kann man nicht umhin, sich einzugestehen, daß in den meisten dieser Dichtungen ein gewisser Hauch conventioneller Poesie oder um's ehrlich herauszusagen, abgeblähter Phrase uns kühl bis an's Herz hinan dringt. Ich rede dabei noch nicht einmal von Oscar v. Redwitz' endlosem Sonetten-Rosenkranz oder gar von dem lateinisch-officiellen Macte Caesar imperator — so etwas war doch anno 13 unmöglich! — aber man lese selbst Emanuel Geibel's Siegeslieder, ob er nun singt:

Preis dem Herrn, dem starken Ketter!

oder:

Die Banner flogen und über ihm
In Wolken zogen die Cherubim*.)
Ehre sei Gott in der Höhe!

immer bleiben wir kalt, es vermag unser Herz nicht zu rühren. Singt nun gar Jordan:

Der Friedenskläger ist entlarvt,
Er will den Rhein uns rauben!
Ihr dürft, bis ihr ihn niederwaßt,
Für Gott zu streiten glauben!

so macht sich dieses esse videtur sogar urkomisch, denn es tritt hier die nackte Phrase mit einer gewissen widerwilligen Prüderie auf, und wenn derselbe Dichter nun gar zwei Gedanken zusammenschmiebet wie folgende:

Laßt uns also dankend, hoffend ihn, den Siegesverleiher, preisen,
Nur wenn Er die Herzen heiligt, kommt das Heil von Blut und Eisen;

so können wir uns des Unwillens über offenbar gesuchte und darum unwahre Ausdrucksweise kaum erwehren.

Es ist auch charakteristisch genug sowohl für Auerbach, wie für die Zeit, daß dieser im Anschluß an das herrliche Volkslied Uhland's: „Ich hatt' einen Kameraden“ ein sentimentales, populär sein sollendes Lied erkann, mit welchem er die Sympathien der verlorenen und wiedergewonnenen Bruderstämme anzuzweigen vermeinte! Ich will die Beispiele nicht häufen, nur folgende zwei Strophen seien noch angeführt:

Das Wort vom Reich, das einst verhöhnten
Der Freund dem Freunde nur vertraut
Heut' braußt es mit beschwingten Sohlen
Durch alle Gassen stolz und laut.

(F. Dahn.)

*) Diese Cherubim mögen nun eine halbverblähte mythologische Staffage oder eine Reminiscenz aus des Dichters Kinderjahren sein, sie wirken einfach als — conventionelle Phrase — warum? weil in einem solchen Liede Alles heiliger Ernst sein muß und jeder gesuchte Faltenwurf sofort das Ganze zerstört. Man vergleiche damit Körner's Ausruf:

Louise, schwebe segnend um den Gatten,
Geißt unser Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr treuen deutschen Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Ich kann nichts dafür, aber als ich diese Worte las, da fielen mir Dambach und Frig Reuter ein. Und da wollte mir bedünken, daß das Rühmen ungerechtfertigt sei. Außerdem meine ich, was man Jemand verhöhlen hat, das hat man ihm nicht vertraut und ein Wort, das auf „beschwingten Sohlen durch alle Gassen brauft!“ Das ist eine schlechte Figur, sagt Polonius.

Alle, die im Kampf geblieben,
Ehr' des Angebens Wort.
Alle wollen wir sie lieben,
Und so leben sie uns fort,
Die für's Vaterland ihr Leben
Todesmüthig hingegeben.

(D. Kingg.)

Das ist dürre Prosa. Und ich glaube, der sehr begabte Dichter wird, wenn er diese Strophe nochmals überliest, mir zugeben, daß er in seiner Secundanzzeit ähnliche Verse gemacht hat.

Wenn es nun eine ausgemachte Wahrheit ist, daß das nur tief aus dem Innern des Dichters geborene Wort zündend in die Seele des Musikers bringt, dort schöpferisch die verwandten Klänge weckt und nun mit den Tönen innig geeint als ein lebendiges Wesen mächtig hervorbricht, so wird der Leser vielleicht aus diesen Andeutungen verstehen, warum von den zahlreichen Liedern keins ein dauerndes Leben gewann und warum nicht einmal ein mächtiger Siegeshymnus als ein Denkmal der gewaltigen Zeit die Empfindungen derer, die diese Zeit erlebt, den kommenden Geschlechtern überträgt.

II. Odysseus.

Dichtung von W. Paul Graßl. Componirt von Max Bruch.

Daß der „Odysseus“ eine der bedeutendsten musikalischen Schöpfungen der Gegenwart ist, mit welcher der geniale Componist, den Blick auf die großen Vorbilder der Vergangenheit gerichtet, gleichzeitig den gesunden Entwicklungszielen der heutigen Tonkunst zusteuert, ist allwärts anerkannt. Auch ich verbante der frischen, lebendigen, ungemein melodioreichen und dabei echt dramatischen Musik einen wahren und nachhaltigen Genuß. Während aber Bruch mit der Wahl des Textes von „Schön Ellen“ einen äußerst glücklichen Griff gethan hat und die Durchcomponirung dieser Ballade mustergeräthig genannt werden darf, indem sowohl der lyrische als der dramatische Charakter dieser Dichtungsform in der musikalischen Behandlung auf's Trefflichste gewahrt ist, kann ich leider bei diesem größeren Werke die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Text an den meisten Stellen tief unter der Musik zurückbleibt, so daß nicht nur die einheitliche Durchdringung von Wort und Melodie, also die Gleichartigkeit der Inspiration an vielen Stellen vermisst wird, sondern daß auch die Freude an der schönen Musik öfters durch unpoetische, banale Wendungen und gewisse einen reinen Eindruck ausschließende Situationen gestört wird.

Auch bei der Begründung dieser Ansicht werde ich mich von „allgemeiner Würdigung“ fernhalten und auf das Einzelne beschränken, wodurch der Leser in den Stand gesetzt wird, sich selber ein Urtheil zu bilden.

Die Klage des Odysseus auf der Insel der Kalypso lautet folgendermaßen:

Rinne hin, ihr kal'gen Zähren,
Rinne hin, du süßes Dalein!
Jedem dünkt die theure Heimat
Doch das Lieblichste auf Erden.

Wohnt er auch in weiter Ferne
In dem köstlichsten Palaste,
Ferne von den theuren Eltern,
Fern, ach, von der süßen Gattin.

Ithalinkel, du sonnige,
D'in der gewaltige Keriton
Grünend sein Berghaupt erhebt —
Seh' ich dich wieder, mein Heimatland?

Penelopeia, du wonnige,
Die mir, scheidend nach Ikon,
Ewige Treue gelobt, —
Seh' ich dich wieder, mein trautes Weib?

Daß diese Verse rhythmisch und metrisch kein Meisterwerk sind, sieht man auf den ersten Blick. Der analogische Bau der beiden letzten Strophen mit seinem vereinzelten Reim berührt uns — ganz abgesehen von dem kaum zu scandinavischen Verse:

„Grünend sein Berghaupt erhebt!“ —

wegen der trostlosen Leerreue des Inhalts sogar peinlich. Die „sals'gen Thränen“, der „Meriton“ und die fünfsilbige „Penelopeia“ klingen allerdings recht antik: das Ganze erhebt sich aber nicht über die von Goethe mit Recht so verpönte und durchaus undichterische Allgemeinheit, an deren Stelle wir das frische, blühende, lebendige Besondere verlangen, das allein unser Herz zu rühren vermag. Welch ein herrliches Vorbild hatte hier der Dichter nicht an dem unvergleichlichen Monolog Iphigenien's, in welchem sich das Heimweh aller Länder und Völker in der edlen classischen Form wiedererkennt. — Und wie trocken und unlyrisch, wie unharmonisch anknüpfend ist nicht das didaktische: „Jedem dünkt die theure Heimat“ u. Das konnte allerdings Odysseus zu Alkinoos sagen, gleichsam sein weichherziges Sehnen entschuldigend; aber sich selber mit derartigen allgemeinen Reflexionen unterhalten, das ist der Tod jeder echten Lyrik. Und wie schwer machte der Dichter es dem Componisten mit der unbeholfenen Sachbildung der zweiten Strophe! Urtheile der Leser selbst, indem er das offenbar dem Textdichter vorschwebende homerische Original vergleicht:

So ist nichts doch süßer, als Vaterland und Erzeuger
Jedlichem, wer auch — entfernt — ein Haus voll köstlichen Gutes
Wo im Fremblingslande bewohnt, von den Seinen gesondert.

Und, nochmals sei hervorgehoben, diese Reflexionen stellt Odysseus nicht in einfacher Klage an, sondern er spricht sie gegen seinen Gastfreund aus. Der Klagenende ist stets subjectiv, seine Gedanken schweifen immer nach den Bildern seiner Sehnsucht.

Szene in der Unterwelt. Wenn der Chor in einem musikalischen Drama mit den Einzelpersonen abwechselt, so muß er stets eine active Rolle und zwar eine imponirende, mächtig eingreifende spielen. Zur bloßen Ausmalung und Staffage ist da nicht Platz, nicht Zeit. Am allerwenigsten kann dies der Fall sein an einem so grauenvollen Orte, wie in der Unterwelt. Dies hat Gluck wohl beachtet im Orpheus, in der Alecte; die Gesamtheit der Geister, Larden, Schatten gelangt dort durch die rührende Klage des Orpheus, hier durch die mächtig erschütternde Drohung:

Des Donnergottes Sohn
Beut dem Tartarus Hohn!

zu einer schön vollendeten, contrastirenden Wirkung. Das hat leider der Textdichter des „Odysseus“ nicht empfunden, da er den Todtenchor in einzelne Chöre auflöste, die ihr Schicksal in abwechselndem Gesange, in einer müßigen, zu der Handlung in keinerlei Bezug stehenden Aufeinanderfolge beklagen. Wenn wirklich die Gefährten des Odysseus bleiches Entsetzen saß und sie sich über das „Qualvoll Gedäch!“ (besonders harmonisch ist das nicht) von Furcht ergeiffen fühlten, so muß doch offenbar folgender Gesang der Kinder die einheitliche Wirkung zerstören:

Aus dem marinen Lebensmorgen,
Aus der Anschuld heit'rem Spiele
Ach, riß uns der kalte, der finst're Tod!

Des enfants n'ont pas tant d'esprit, möchte ich sagen, denn hier tritt die Grundschwäche der sogenannten classischen, französischen Tragödie augenscheinlich zu Tage. Der Held redet Dinge, die ein unbetheiligter, draußen stehender Rhetor ganz gut sagen könnte, er selbst aber niemals. Und wenn nun gar die Schatten der Greise folgende antithetische Reflexion anstellen:

Lebensmüde und leidgeprüft
Schützen wir oft herbei den Tod,
Ach, als er kam, kam er dennoch zu früh!

so wissen wir erst recht nicht, was wir daraus machen sollen. Wollen sie damit das Mitleid des Odysseus erwecken, daß er sie vom Blute trinken lasse, so hat es allenfalls einen Sinn, als stehende Klagephrase ist es aber noch viel unnatürlicher und undenkbarer, als das ewige Hallelujah der Engel im Himmel. Die Auflösung des dichtgebrängten Geisterchores in die vier nach dem Lebensalter gesonderten Gruppen ist daher ein durchaus unglücklicher Gedanke, und ein retardirendes, die Wirkung zerstörendes Moment. Das große Vorbild hatte auch hier das Rechte und Wahre vorgezeichnet, denn in seiner Schilderung dient die Erwähnung der verschiedenen Alter und Stände grade zur Hervorhebung des dichten Gebränges:

und es kamen versammelt
Tief aus dem Erdbos Seelen der abgehiebenern Todten:
Bräut' und Jünglinge kamen und lang auszubulende Greise,
Und noch kindliche Mädchen in jungem Orme sich härmend;
Viele zugleich verwundet von ehernen Kriegerstangen,
Männer, im Streite gefallen, mit blutbesudelter Hüftung.
Welche die Graut' schaarweiß' umwandelten, anderstwo Andre,
Mit gran'vollem Geschrei; und es sahte mich bleiches Entsetzen.

Andrang, Verwirrung, Sehnsucht jedes Einzelnen, wieder zum Leben zu erwachen, wirres Getöse, das die Brust des Helden erbeben macht — wie wahr, wie übereinstimmend, wie anschaulich!

Odysseus und die Sirenen. Wenn der Chor der rudernden Gefährten singt:

Gereift sind die Segel, schnell treibt den Kiel
Der Ruder Schlag durch die spiegelnde Flut,
Lautlos, denn uns ist verschlossen das Ohr
Mit weichem Wachs auf Odysseus' Gebot.
Nun singet Sirenen den Zauber Gesang,
Und wär' er auch lauter wie Donnerklang,
Uns soll er nimmer gehöret!

so kann ich mich, die Musik mag noch so schön sein, eines heimlichen Lächelns nicht erwehren. Denn es bleibt immerhin komisch, daß Leute, welche den Ruder Schlag nicht hören, zusammen einen Chor singen. Hätten die guten Leute noch etwas Anderes zu singen, so wollten wir in Gottes Namen die Unwahrscheinlichkeit in den Kauf nehmen und sagen: Pictorius atque poëtis. Nun singen sie ja aber grade: Wir sind taub, wir hören nichts! Die Musik vermag Alles auszudrücken, auch das Hässliche, Seltsame der Gestalt und Bewegung, wie Mendelssohn's Tanz von Kapelu u. s. w. beweist, nur was sie selber und ihren eigensten Sinn leugnet, das vermag sie denn doch wahrhaftig nicht wieder zu geben, so wenig als die Sculptur das Körperlose, die Malerei das Sichtlose. Zweitens macht aber die unsingbare Notiz: Uns ist verschlossen das Ohr, doch gar zu sehr den Eindruck eines Avis au lecteur. „Warum singen sie das nur?“ fragte ich einen neben mir sitzenden Musiker. „Damit es das Publicum erfahre“, meinte der. Da wäre es aber doch genügend, wenn man es sagte oder auf den Programm-Zettel druckte, war meine unmaßgebliche Ansicht. Auch Odysseus sieht sich veranlaßt, seine Situation zu exponiren und zwar in Versen, die an des Nageleins Klage mehr als deutlich erinnern:

Die Ruder ächzen,
Die Wandung dröhnt,
Der Kiel zerbricht
Die plätschernde Flut.
Hoch steh' ich, umschlungen mit Lauen, am Mast
Und schaue hinaus nach dem grünenden Strand —
Horch, tönt nicht der Sang der Sirenen!

Es ist ein Unglück, daß dies nicht, wie in den alten Oratorien, von dem Evangelista gesungen werden kann; denn dann wäre es entschieden natürlicher. Ja ich meine sogar, wenn Odysseus und die Gefährten ihre Strophen vertauschten, so könnten sie beide nur dabei gewinnen. Denn das ist denn doch, mit Verlaub zu sagen, die

blasseste Renommage von Seiten der Gefährten, daß sie sich etwas darauf zu gute thun, dem Sirenenfang widerstehen zu können. Es ging mir mit dieser Strophe, wie Felix Mendelssohn mit dem weiland so viel gefungenen Rheinliebe von Niklas Becker: „Sie sollen ihn nicht haben, scheint mir doch gar zu unfruchtbar, zu unnütz, es ist eigentlich was Jungenhaftes d'rin, denn was ich fest und sicher besitze, von dem brauche ich doch wohl nicht erst viel zu singen und zu sagen, daß ich's behalten will. Natürlich fallen die Musiker wie toll darüber her und componiren sich unsterblich daran . . . während ich nie im Traume daran gedacht habe, solche defensiv Begeisterung in Musik zu sehen.“ Das Höchste, was den Gefährten unter diesen Umständen erlaubt wäre, könnte doch nur sein, den Sirenen ein Küßchen zu schaden. Aber gar: Und wär' er auch lauter wie Donnergesang — damit rühmen sie doch nur die Dide des Wachses in ihren Ohren, während es auch keinen guten Geschmack verräth, den Zaubergesang der Sirenen in seiner Wirkung durch das Fortissimo sich gesteigert zu denken.

Der zweite Theil beginnt mit Penelope's Trauer. Es ist einer der ersten Sätze der Aesthetik, daß beim Kunstwerke jedes Glied mit zwingender Nothwendigkeit an seiner Stelle sei, nichts etwas Nützliches, was den Zusammenhang ohne Noth unterbricht und namentlich was nicht nochmals seine Auflösung und Befriedigung findet, eingelochten werde. Von diesem Gesichtspunkte aus ließe sich schon die Berechtigung dieser ganzen Scene ansehen; geradezu unerlaubt und im höchsten Grade anstößig ist es aber, daß der Inhalt dieses Klagesangs wesentlich dem Telemach gilt: „Du hort meines Lebens, Mein Augenlicht, Du einig im Leid mir geliebener Trost!“ Der Textdichter, der in so Vielem die homerische Tradition verließ, mußte hier die Erwähnung des Sohnes ganz weglassen oder zum allermindesten mußte dieser in der Schlussscene mit eingeführt werden. Letzteres geschieht aber nicht und so ist denn das Herz des unbefangenen Hörers umsonst gerührt worden. Man wende nicht ein, daß dies bekannte Thatfachen sind, die beim gebildeten Hörer vorausgesetzt werden dürfen. Es wäre leicht gewesen, wahre Worte der Freude über Gatten und Sohn am Schlusse anzubringen und wir würden gern die Selbstbespiegelung der Penelope, die „von dem Thränenborn ewig rinnend im Leid und treu ausdauernder Sehnsucht“ und die des Odysseus, der ebenfalls singt „von dem Herzen, das mit duldbendem Muth und harrender Treue gerastet“, dafür vermischt haben.

Das Gastmahl der Phäaken wird mit Recht als musikalisch hochbedeutend und wunderschön gerühmt. Die Kritiker veräußern dabei selten, die tief das Herz ergreifende Stelle, in welcher der göttliche Dulder bei dem Gesange der Rhaphoden in Thränen ausbricht, preisend hervorzuheben. Leider kann ich auch hier nicht ihrer Meinung beipflichten. Mir will es vielmehr scheinen, als ob der Textdichter diese allgemein zarte und psychologisch tief begründete homerische Stelle verborben habe. Bei Homer hört Odysseus an der Tafel des Alkinoos den Sänger Demodokos seine eigenen Thaten bei der Erstürmung Troja's verherrlichen. Da schmilzt das Herz des Odysseus in Gram und die Thräne rinnt ihm über die Wange, er aber strebt sie vor den Anwesenden zu verbergen und nur Alkinoos nimmt ihrer Acht. Wir haben eine deutsche Dichtung, in welcher ein ganz ähnliches Motiv vorkommt, möglich sogar, daß der deutsche Dichter sich der Stelle in der Odyssee erinnerte, es ist die Ballade: „Der Graf von Habsburg“.

Jetzt da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten,
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen rinnenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.

Wir empfinden bei Homer, wie bei Schiller die Rührung zugleich mit, es spielt auch um unser Herz das süße Verlangen der Thränen: die Macht des Geschicks, welches den Ausdauernden krönt, die unerwartete und ungeluchte Verherrlichung füllen rechtlichen Thuns, das endlich aus allgemeiner Anerkennung zurückstrahlt, und noch

manche andre Dinge sind es, die uns so tief bewegen. In dem Graff'schen Texte des Rhapsodengefangs dagegen herrscht wieder dieselbe trostlose, trocken-philologische Allgemeinheit. Man glaubt fast, daß die Sänger nichts Anderes thun wollen, als der Phäakenversammlung eine historische Notiz mittheilen: Zehn Jahre fast sind's, daß Troja gefallen ist, die Danaer kehren heim, ihrer Führer um die Hälfte beraubt. Mehr zu beklagen ist aber das Loos derer, die bei der Heimkehr der Zorn der Götter traf,

Agamemnon und Odysseus.

(Diesen Vers zu componiren mußte doch dem Meister einige Ueberwindung kosten.)

Und nun erfahren wir:

Den Finen erschlug das verhaßte Weib,
Da kaum er den heimischen Strand begrüßt,
Verruchten Sinnes im Bade,
Jedoch der Andere, wohin trieb
Sein Schiff des grimmen Poseidon Zorn?
Verschlang ihn schon die salzige Flut?
Ober irrt er noch auf den Wogen umher,
Mit buldbendem Muth,
Uetrebend die trauliche Heimat?

Das mag gelehrt, antik, philologisch-getreu sich an Homer's Worte anschließen — von Homer's Seele weht uns dabei nichts an, es ist geradezu unmöglich, etwas wie Rührung dabei zu empfinden und demnach auch bei dem Helden vorauszusetzen. Auch die schöne Heimlichkeit der Thräne geht ganz verloren, wenn Kaustkaa plötzlich ruft und der Chor wiederholt: Er weint! Der Fremdling weint. Alkinoos: Sprich, o Fremdling, warum weinst Du? Od.: Ich bin's, bin Odysseus selbst. Man lese die herrliche Stelle bei Homer und man wird finden, wie Alkinoos sich erhebt, zu der Versammlung redet, daß der Gesang aufhören solle, da er nicht Allen zur Freude gereiche, und wie dann die naheliegende Vermuthung, daß der Gesang den Fremden näher berühre, als sie alle wissen, zur Aufforderung führt, ihnen kein Schicksal zu offenbaren. Hier aber, in unserem Texte herrscht wieder trostlose, leere, unpoetische Allgemeinheit und so müssen wir denn auch die banale Wahrheit uns abermals von Odysseus vortragen lassen:

Ringends ist's lieblicher,
Als in der Heimat,
In der lieben Eltern Arm,
An der trauten Gattin Brust.

Worte, welche von dem Phäaken-Chor wiederholt werden und welche dann zum Schlusse des Ganzen auch von dem Volke in Ithaka nochmals gesungen werden!

Ich habe in dem Vorausgehenden die Schwächen und Gebrechen der Dichtung kurz charakterisirt und an Beispielen erläutert. Es fehlte dem Textdichter durchaus an Gestaltungskraft, an Tiefe und Jungigkeit der Auffassung und vor Allem an Gewandtheit des poetischen Ausdrucks. Wie gesagt, das Meiste klingt recht antik und gelehrt; es wird dadurch aber keineswegs charakteristisch, sondern nur — fremd und unsympathisch.

Die Zeiten sind vorüber, wo das deutsche Publicum dem Texte nicht viel nachfragte, wo man ihm eine Uebersetzung des Don Juan aufstischen konnte, deren Urheber nicht einmal die einfachsten rhythmischen Regeln der italienischen Dichtung kannte. Mehr und mehr bricht sich die Empfindung Bahn, daß man in der Tonkunst, wie in jeder echten Kunst die Poesie aufsuchen müsse, die Ummutter und Schöpfungsgrund alles Schönen ist. Und auch die Musiker erkennen die Wahrheit dessen an, was Felix Mendelssohn am Schönsten ausgesprochen hat in einem Briefe an seinen Freund Schubring: „Ich kann mir nur dann Musik denken, wenn ich mir eine Stimmung denken kann, aus welcher sie hervorgeht; bloße kunstgerechte Töne, die gut zu dem Wortfall passen und die auch bei starken Worten forte

und bei sanften piano geben, die mag ich nicht." Er bezeichnet dann diese Art der Musik als eine „nicht eindringende, nicht durchdrungene, nicht poetische, sondern begleitende, nebenhergehende, musikalische Musik" und fügt launig genug hinzu: „Mir fällt dann oft die Fabel von den beiden Töpfen ein, die zusammen auf die Reise gehen und wackeln, bis einer den anderen zerschlägt, weil der eine von Thon, der andere von Eisen war." Die innige Verschwisterung von Text und Musik, so daß eins das andere erläutert, die eine von dem anderen inspirirt erscheint, ist es, was Mendelssohn meint und worin er selber Meister und Vorbild ist. Er schließt übrigens seine Kritik (des oben schon erwähnten Rheinlieds) mit folgenden Worten, mit denen ich auch schließen will, für den Fall, daß der Componist mir meine freimüthige Aeußerung verdenken sollte: „Und verzeih' die ganze Diatribe, die noch dazu unartig ist, da du das Lied selber componirt hast; aber da du die unermessliche Majorität der Musiker für dich hast, so nimmst du mir meine dissentient protestation gewiß nicht übel, sondern lachst hoffentlich mehr darüber. Es ist nun einmal herausgeplatzt."

Antipessimistische Betrachtungen eines Pessimisten.

Von Oscar Blumenthal.

Es war die Dämmerungstunde eines traurigen Wintertages. Der Wind pochte klirrend an die Fensterscheiben meines einsamen Zimmers. Ueber die durchfrosten Lande fielen irr und unflät die Schneeflocken. Kein Schlittengeläut, kein Lärm eines geschäftigen Menschentrosses unterbrach die öde Ruhe um mich her — es war so recht eine Stunde, um grundmelancholisch zu werden! Und ich machte von dieser Befugniß den ausgedehntesten Gebrauch. — Gedankenvoll starrte ich in das knisternde Kaminfeuer, zwischen die verglimmenden Holzstücke; langsam und geräuschlos zerfielen sie in bröckelnde Asche, wie die Hoffnungen eines betrogenen Menschenlebens: Feuerig einst aufgelodert, so erwärmend gegläht — und wie haltlos zerstoßen! . . .

Ich hatte wieder einmal die düstersten Capitel in dem von Arthur Schopenhauer geschriebenen Leidenbuch der Menschheit durchgelesen. Von Neuem überschaute ich mit schmerzvollem Klarblick das enge Gewühl der Geschöpfe, die im Dienst von zwecklosen Zwecken sich mühen und einspannen bis zum Grabesrand, — die auf diesem armseligen Wandelstern eine kurze Spanne Zeit voll Bitterniß und Trübsal durchlängeln, bis der Tod seinen Schlupfpunkt vielleicht dahin setzt, wo das Glück just seinen Anfang machen wollte.

Der hohenpriesterliche Ernst, mit welchem Schopenhauer die Vermummungen in dem aberwichtigen Carnaval des Menschenseins entlarvt, hatte auch diesmal seine mächtige und unentrinnbare Wirkung auf mich ausgeübt. Aus den Worten dieses Philosophen weht dem Leser der kalte Wind der Erkenntniß entgegen, schneidig, messerscharf; ihn überhöstelt mit den unheimlichen Schauern einer Lobtengruft, aber doch auch die Wolken Schatten des Irthums mit gewaltigem Hauch auseinanderblasend.

Gefangen genommen vom Bann des Gedankens gelangt man hier schwer dazu, sich nach der Gestalt des Denkenden umzusehen. In die Pforten des Himmels eingetreten, fragt man nicht nach dem Thürhüter, der sie geöffnet hat.

Und doch — ist es nicht eine Frage, tiefgründiger Betrachtung werth: Welche Stellung nimmt der pessimistische Philosoph selbst, der dem Menschengeschick seine Schwindelmaske vom Gesicht gerissen hat, auf diesem thönernen Ball ein, der ein Spielball in der Hand eines herzlosen Teufels sein soll? Und hat der Denker wirklich schon die letzte der Illusionen überwunden, wenn er noch — philosophische Bücher schreibt? Ja, vielleicht ist seine ganze Trauer über das Leiden der Welt eine heuchlerische Lüge, so lange noch nicht der Griffel aus seiner Hand gesunken ist, mit welchem er dies Leiden mühsam auf das Papier bannt — so lange er es noch der Arbeit werth findet, geräuschvoll und mit aller Kraftanstrengung an dem Strang der Klageglocke zu zeren, die das Sterbegeläut alles Hoffens — im Diesseits — auf Jenenseits — trübtönig durch die Gauen trägt.

Die einschneidende Berechtigung dieser Fragen erhellet schon durch einen Blick auf den individuellen Gemüthszustand des Pessimisten, der bis zum weltüberschauenden Höhepunkt der Schmerzkenntniß emporgekommen ist, aus dessen Schriften uns so herzbedrückende Offenbarungen entgegenrauschen.

Leer, gestaltlos, entgeistet liegt das weite Leben vor ihm. Den Wunsch: „Die Erde sei Dir leicht!“ möchte er nicht dem Gestorbenen, den sie friedenvoll deckt, in's Grab, sondern dem Geborenen, der sie kämpfereich durchwachen muß, in die Wiege mitgeben. „Was kann die Welt mir wohl gewähren?“ fragt er wie Faust und wie Faust hört er den heisern Entbehrungsgefäng jeder Stunde sich an die Ohren klingen. Was ihm jetzt vielleicht als liebliches Traumbild vor den berückten Sinnen gaukelt — unhaltbar, das sieht er voraus, wird es vor seinen Augen zerflattern, wie ein Nebelgebilde, wie ein Wolkenschleier, wenn er ihm nahegekommen. Wozu da ein vergebliches Mühen? Glück für die Gegenwart — höherer Wahn: Das Schicksal kann bisweilen berauschen, aber niemals laben. Glück für die Zukunft — er erblickt darin eine rührende Einbildung: Der Augenblick ist das Einzige, was der Augenblick geben kann — es existirt keine zielvolle Entwicklung auf dieser verpfuschten Lehmkugel — und ewig gütig bleibt Voltaire's Wort: *Nous laisserons ce monde aussi sot et aussi méchant que nous l'avons trouvé!* — Auf Freude für sich selbst hat er also längst verzichtet. Der Mensch ist für die Freude verdorben, sein höchstes Glück ist ein „kurzes Blitzen“ — er träumt sich, wie das tiefinnige Dichtervort kündet, ein Weltmeer von Entzücken und erschöpft es mit der hohlen Hand — seine Wünsche gleichen den Schuttmännern, die eine kindische Laune baut: Sie werden zu Wasser vor dem freundlichen Sonnenstrahl der Erfüllung! — Und so ist auch der Wunsch, Freude für Andere zu schaffen, ein Idol der Selbsttäuschung, dem die Blindheit Altäre baut: Sind denn nicht die Andern aus gleichem Stoff wie er selbst? Und muß er nicht bekennen:

Der Menschheit Seele, reich an Lust und Wunden,
Millionenfach getheilt, ist doch nur eine;
Ob ich empfand? — Genug, es ward empfunden
Und gab's ein Glück, so war' es auch das meine!

Gelänge aber dennoch das Unmögliche, wäre ein zum Glück geleitendes Hinaustreten über die Beschränktheit der Menschennatur je denkbar — zerschmetterte dann nicht von Neuem Alles an der harttherzigen naturgesetlichen Nothwendigkeit des endlichen Vergehens? Vor dem Blick des Wissenden wallen die Menschengeschlechter über die Erde, wie man im Flockengeföbber über ein weites Feld schreitet: Die Fußstapfen sind rasch von den fallenden Flocken wieder verschneit und bald ist es so, als wäre man gar nicht dagewesen. Das Verdammungsurtheil der Vergänglichkeit hat im Voraus an allem Menschenwert eine „vernichtende“ Kritik geübt — und war es für den Unglücklichen ein Schreckensgedanke, daß das Dasein einst einen Anhang genommen, so wird es für den Glücklichen ein Schreckensgedanke sein, daß es einst ein Ende nimmt.

So liegt das Leben vor dem pessimistischen Geist — ein zweckloses erbärmliches Hintereinander von Täuschungen und Qualen, die mühselige Wanderung zu einem unentzückbaren Abgrund, ein langsames kummervolles Hinschleppen durch Bedrängniß und Dunkelheit, das ewige Wälzen eines Steines, der nimmer in die Höhe kommt. . . Das entzagungsgesättigte Wort von Jesus Sirach: „Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Dasein, vom Mutterleib an, bis sie in die Erde begraben werden, die unser Aller Mutter ist“, bildet das Thema für das in seinen tausendförmigen Schmerzenseufzern dennoch so eintönige Lamentoso des philosophischen Weltleids.

Und bei dieser Einsicht in den unglücklichen Mechanismus des Erdenlebens — einer Erkenntniß, die ihm jeder Tag von Neuem wie mit brennendem Dolch ins Hirn bohrt, sieht gleichwohl der Pessimist sich, wie den gesammten Lebensgeist der

Welt, als dessen Theil er sich fühlt, unentreibbar fest gelöhnet in den ehernen Klammern der Instincte. Auf das laustische Wort eines Mephistopheles:

Und doch ist nie der Tod ein ganz willkommener Gast!

findet auch ein Faust keine andere Antwort, als einen gellenden Fluch, einen ohnmächtigen Aufschrei der Verzweiflung. Unüberdrückbar und höllentief sieht er die Klust gähnen zwischen Erkenntniß und That, zwischen Intellect und Instinct, zwischen Theorie und Praxis, zwischen Hirn und Herz. Der unvertilgbare Lebenstrieb, der den Körpern eingehaucht ist, überwindet die Todessehnsucht, welche die Geister nährt. Befähigt mich die graue Substanz im Gehirn, die illusorische Beschaffenheit des Erdenglücks zu erkennen, so verhindert mich der Kreislauf des Bluts, mich thatsächlich von jenen Illusionen auszuschließen. Und weiß ich auch ganz genau, daß der rosigte Schimmer, der die Welt bisweilen umspielt, nicht eine Strahlenbrechung ihres wirklichen Wesens, sondern nur ein Erzeugniß der rosigten Gläser ist, welche mir ein Augenblicks-schicksal aufgesetzt hat, so kann ich doch den rosigten Schimmer selbst durch diese Einsicht eben auch nicht vernichten. Die Unvernünftigkeit des Trostes predigen mir der Verstand, die Erfahrung; die Weisheit raunt mir in's Ohr: Aus der Verzweiflung sich in's Leben retten, heißt einen Grabhügel verlassen, um — an ein Sterbebett zurückzukehren . . . und doch bin ich so thöricht, über alle Unglücksverhängnisse hinweg meinen armeneligen Gabader weiterzufüttern . . . bis endlich ein barmherziger pathologischer Zufall die Maschine aus den Fugen treibt!

Mein Verstand ist sehr verständig,
 Kennt das arme Herz behört,
 Doch dies Herz liebt so unbändig,
 Daß es gar nicht auf ihn hört.

„Von allen Gewohnheiten“ — sagt ein geistvoller Beobachter des Menschenlebens sehr treffend — „ist die süße Gewohnheit des Daseins am schwersten abzulegen. Vielleicht gab es noch keinen Selbstmörder, der nicht, wenn ihm zwischen der That und ihrem Erfolg ein Moment des Bewußtseins geblieben wäre, diesen Moment mit einem Gefühl der — Reue ausgefüllt hätte . . . Nur leben, leben! heißt die Parole. Verfümmert, zerkreten, mit den schmerzhaftesten Wunden am Leibe oder in der Seele, mit der Galeererkette am Fuß oder mit dem drückendsten Joß der Arbeit auf dem Nacken, in Hunger und Glend, nur leben — und wäre kein anderer Reiz mehr damit verbunden als die Lust ein- und auszuathmen.“ Und wie kunstreich wissen selbst feindselige Geschicke noch diesen Lebensstreich zu schähen und zu stützen. Auch den edelsten und herbsten Schmerz übertölpelt endlich die schleichende Hinterlist des Tages. Und wie geistvoll ist diese Psekkerei angelegt. Wie dem Gesangenen im Kerker Trank und Speise gereicht wird, nur damit er für die Qualen seiner Strafe erhalten bleibt, so kräftigt uns das Schicksal durch halbe Gewährungen, durch scheinbare Freuden gerade in dem Augenblick, wo die Verzweiflung droht, uns dem Weltgefängniß mit mächtigem Griff zu entführen. Gebunden sind wir an den Lebenstrieb wie an einen Marterpfahl. Vom Geschick werden wir nur am Dasein erhalten, wie die römischen Gladiatoren von ihren Herren; um endlich gerissen zu werden.

Ist so den Menschen der Ausweg aus der „Strafanstalt des Seins“ durch die Instincte unüberwindlich verammelt, so kann das Streben des Pessimisten, der das erkannt hat, nur mit Schopenhauer dahin gehen: Sich in dieser Hölle eine Feuerfeste Stube zu sichern. Dies Streben führt in der Politik folgerichtig zum Machiavelli, in der Religion zu den Jesuiten, im Leben endlich zum nackten Utilitarismus, auf dessen breiter Grundlage auch die Moral Platz findet, wenn Zweckmäßigkeitsgründe für sie in die Schranken treten. Für Alles ist in diesem System Raum gegeben: Nur nicht für eine Thätigkeit um — ihrer selbst Willen.

Und in der trostlosen Oede einer solchen Weltanschauung, die dem Pessimisten keine andere Aufgabe mehr läßt, als die Zeit todzuschlagen, bis die Zeit ihn todschlägt, sollte er noch Raune und Arbeitskraft finden, um zu unserer Belehrung und zu seinem eigenen Ruhme seine Anschauung in philosophischen Abhandlungen

niederzulegen? Mit lechzenden Lippen fordert er vergebens vom Schicksale eine Labe — und er setzt diese Bücher in die Welt? Hier muß Eins von beiden anwahr sein: Entweder sein Weltschmerz oder sein Buch.

Für die widerspruchsvolle Wirkniß dieser Alternative wird vor Allem der Wahrheitstrieb, der auch den pessimistischen Forscher befeht, als scheinbar genügende Erklärung angeführt werden. Durch den Wahrheitstrieb würde folgerichtig der Mittheilungstrieb und durch diesen würden alle jene zum Theil so kleingeistigen Thätigkeiten begründet werden, die zur zweckmäßigen Befriedigung desselben erforderlich sind. Unüberwindlich würde er den Pessimisten nöthigen, für alle Illusionen von Glück und Genügen mit eignen Händen den Scheiterhaufen anzuzünden.

Weider ist nur nicht abzusehen, wie im Licht einer umfassenden Negation aller Triebe juist der Wahrheitstrieb noch bejaht werden kann: Kaum würde die tollkühne Annahme, daß ein Irrthum unmöglich sei, diese Bejahung motiviren. Denn selbst dann hätte im Reich der absoluten Zwecklosigkeit der Selbstzweck der Wissenschaft keine Berechtigung. Der fruchtbare, thatenzugende Glaube an die Macht und autonome Ueberlegenheit der Forschungsarbeit wäre selbst dann nicht vereinbar mit der entfaltungsunfähigen quietistischen Ueberzeugung von der ziellosen Nichtigkeit des Weltlebens — einer Ueberzeugung, welche gleichsam das literarische Kind im Mutterleibe tödten müßte. Hüßlos wie die andern Vielen dahingestellt in diese Welt der Illusionen, hat der Pessimist nur zum Unterschied von den vielen Andern noch den klaren, durch Nebel dringenden Blick erhalten, welcher die Illusionen theoretisch tödtet, bevor sie praktisch erlebt sind — welcher das Lock- und Gaukelwerk durchschaut, wodurch wir von einer unbekanntten Macht zu Gunsten ihrer unbekanntten Zwecke in diese Trauerhöhle gebannt werden: Kann da die Einsicht, daß auf jedem Weg nur Ungenügen zu finden ist, noch die Absicht auskommen lassen, auf irgend welchem Wege Genügen zu suchen — sei es selbst auf dem Wege des Wahrheitstriebes? Das anzunehmen, wäre von allen Täuschungen die denkbar flachste. Und dem pessimistischen Tiefsinne kann es nur auf dem Spielbrett des Erdenlebens als der geistvollste und scharfsinnigste Schachzug der Natur erscheinen, wenn sie selbst in denjenigen, welche das Trugnetz ihrer Illusionen durchschauen, noch einen neuen und letzten Wahn entdecken läßt — den Wahn, daß die Zergliederung dieses Trugnetzes in seine einzelnen Maschen, die Zerfaserung dieser Maschen in ihre einzelnen Fäden einen dominirenden Vorzug beanspruchen könne vor jeder andern illusorischen Lebenserfüllung. Nur bis zu dem Augenblick, wo die Wunde erkannt ist, darf der Erkenntnißtrieb jüglisch an sich selbst Genügen finden: Aber von diesem Augenblick an beherrscht alle Empfindungen das Wehgefühl der Wunde . . . wenn sie nämlich als Wunde empfunden wird!

Doch auch aus den Bedürfnissen eines nach Erleichterung ringenden Schmerzgefühles kann die in das System nicht hineinpassende Mittheilungslust des Pessimisten unmöglich erklärt werden. Nur als das melodische Seufzen einer Dichterb Brust, nur als lyrischer Schmerzschrei kann der Pessimismus sich durch diesen Hinweis begründen — nicht aber als eine Doctrin, die sich in behaglicher Breite vor einem freundlich eingeladenen Leserkreis auseinanderseht. Der Schmerz sucht nicht eigens das Gewühl des Marktes auf, wenn er sich Lust macht: Das muß nothwendig unbewußt und ohne literarische Intentionen geschehen, sonst ist's eine Lüge! Wem in Wahrheit das Elend der Welt im Herzen brennt, der schnitt sich keine Feder und glättet kein Papier, um nach allen Regeln der Rhetorik sich auszusprechen. So wahr der Weltschmerz — trotz des Spottes jener engen Philister, die das Klima der Welt für erträglich erklären, weil gerade sie in der warmen Zelle einer Universitätsprofessur sitzen — so wahr der Weltschmerz in der Lyrik ist, so innerlich unglauwürdig ist er in den geräumigen und berebten Büchern, die darüber geschrieben werden.

Wenn ihm wirklich Alles eitel erschienen ist, Alles — warum hat Arthur Schopenhauer sich so unendliche Mühe gegeben, den Jammer der Welt in stilistisch abgerundete, klangreiche Sätze zu gießen, einen Verleger für das Elend aller Wesen zu suchen, die Nichtigkeit des Lebens von Drucksehern zu säubern und nebenbei noch

sich für die Hoffnungslosigkeit der irdischen Geschichte von Brockhaus ein anständiges Honorar zahlen zu lassen? Man schreibt der Welt nicht so ausföhrlich, wenn man ihr den Abschied giebt. Es läßt Niemand gefallsüchtig einen Sargdeckel, wenn darunter die Leiche des Erdenglücks ruht.

Ein apokryphes Gedicht von Heinrich Heine lautet:

Den Gärtner ernährt sein Spaten,
Den Bettler sein lahmes Bein,
Den Wechäler seine Tugenden,
Und mich meine Liebespein.

Ich schrieb bei nächtlicher Lampe
Den Jammer, der mich traf:
Er ist bei Hoffmann u. Campe
Erschienen in Klein-Octav!

Die splitternachte Frivolität in diesen Versen wird noch übertroffen durch den bücherschreibenden Pessimisten und — seine Verleger. Man denke sich doch nur einmal ein Buchhändlercircular nach der üblichen Schablone: „Demnächst erscheint in meinem Verlage: „Das Unglück des Daseins“ von Professor Dunkelblid. Das „Unglück des Daseins“ ist eine der glücklichsten buchhändlerischen Unternehmungen der Neuzeit und wirkt einen sichern Profit ab. Ich gewähre für jedes direct von mir bezogene „Unglück des Daseins“ 33 $\frac{1}{2}$ Procent Rabatt und auf zwölf Exemplare ein Freiregemplar!“ Auf diese Weise wird die zermalende Thatsache des Gesammtleides aller Erdenbewohner zur Erreichung des Einzelbehagens einiger Weniger „fructificirt“ — und schließlich hat ein deutscher Verlagsbuchhändler dem Gland der Welt das Wohlleben seiner Familie zu verdanken

Aus der weiten Umschau einer allumfassenden Erkenntniß tritt der pessimistische Denker, der Werke schreibt, in den engen Kreis gemeinirdischer Thätigkeit zurück — und der nach Betriedigung ringende Egoismus wirkt einen gelben häßlichen Lichtschimmer auf die Erörterungen, die der Dunkelheit eines über das Selbstleid hinausgewachsenen Weltleides zu entragen schienen und die im Uebrigen von so unbarmerziger Beweiskraft sind.

Von dem in die Oeffentlichkeit tretenden Egoismus aber, den wir somit verstoßen auch hinter der düstern Maske der pessimistischen Doctrin hervorlugen sehen, verlangt die Oeffentlichkeit mit Recht, daß er sich dem großen Menschheits- und Welt-egoismus als dienendes Glied einfüge; und nur von der Frage, ob die pessimistische Doctrin diesem nützlich sein kann, wird die Entscheidung der weiteren Frage abhängen, ob sie stinimberichtigt ist oder nicht.

Nur der Pessimismus, der sich als individuelle Empfindung giebt und an den Grabhügeln der Lebenstäuungen nicht etwa ausruft: „Der Rest ist Schweigen,“ sondern sich auch in Wahrheit — mit diesem Rest begnügt, nur der Pessimismus kann jeden Hinweis auf das „Wohl der Menschheit“ als überwundene Illusion zurückweisen. An den richte die Welt keine Ansprüche, der keine Ansprüche an die Welt richtet! Der ved selbige und Ichr same Pessimismus aber, der gehörbreichend in die Welt hinaus tritt, darf nicht von sich das Gleiche behaupten. Und es wäre nur eine spihfindige Verdrehung, wenn er etwa als das menschheitlich nutzbringende Ergebniß seiner Untersuchungen gerade die Ueberzeugung bezeichnen wollte, daß alles Ringen zum Ruhm der Menschheit — ein Bahu ist. Denn eierwooll und im Kampf auf dem litterarischen Schlachtfeld diese Ueberzeugung vertheidigen, heißt gleichzeitig, sie verleugnen. Die weltferne Beschaulichkeit des Quietismus hat keine andere Möglichkeit, sich mitzutheilen und weiterzupflanzen, als durch ihr vorbildgebendes Dasein. Und wer im heißen Meinungsstreit Andere bewegen wollte, Quietist zu werden, hätte eben vorher bereits aufgehört, Quietist zu sein. Ein lebendiges agitatorisches Thun, um zum Nichtsthun zu ermuntern — ein athemloser Fleiß zum Ruhm der Faulheit — ein grellerer Widerstinn ist nicht denkbar. Werdt in seinem Verstummen und verführerisch in seiner Einsamkeit zeigt der wahre Quietist einfach

den Menschen durch die That des Nichtsthuns den Weg zum Heil — und selbst, um für den Quietismus als Princip sich zu erwärmen, ist er zu . . . quietistisch.

Sehr oberflächlich wäre es ferner, einzuwenden, daß der Pessimist doch immerhin als Irrnarzt in diesem Erdennarrenhaus seinem litterarischen Wirken eine Begründung geben könne, welche mit den Bestrebungen eines schneckenhäuslichen Egoismus keine Berührungspunkte hat. Indem er die Illusionen aufdeckt, erleichtert er es Andern, sie zu vermeiden. Leider ist diese Annahme eine — optimistische. Es wird eben so lange eine mühsige Thätigkeit sein, uns über die Irthümer und die Qualen des Lebens von vorn herein aufzuklären, so lange uns der Pessimist keine Mittel giebt, um jene naturnothwendigen Instincte zu überwältigen, welche die Irthümer und mit ihnen die Qualen des Lebens erzwingen — so unwandelbar, so unvermeidlich erzwingen, wie die Wurzel des Baumes seine Triebe hervordrückt. Woju jene scharfsinnige und überzeugende Diagnose unserer Krankheit, wenn uns keine Arznei dafür verschrieben werden kann? Wer mit der blendenden Leuchte seines Geistes uns nichts weiter zeigen kann, als daß es in der Runde überall dunkel ist, der hätte es sich ersparen können, diese Leuchte anzuzünden. Hier kann sogar der theologische Aberglaube sich vor der pessimistischen Theorie einer überlegenen Fruchtbarkeit rühmen: Denn jener hat doch aus dem Chaos eine große Welt geschaffen — diese aber schafft aus der Welt nur wieder ein großes Chaos. War es eine hirnlose Vermessenheit früherer Philosophen, die Menschen das Glücklich-Werden zu lehren, so ist es von den heutigen ein nachter Abergwitz, ihnen das Unglücklich-Werden beizubringen.

Mögen uns noch so viel pessimistische Lehren in Fleisch und Blut übergehen, — es bleibt Fleisch und Blut — also der Hegentanzplatz aller jener unüberwindlichen Instincte, also die Brutstätte der Unlust, der Lebensqual.

Diesen gewichtigen Bedenken gegen den Pessimismus als Lehre hat zuerst geistvoll und scharfsinnig Eduard von Hartmann zu begegnen gesucht, indem es jene Instincte, die sich im Dienst des persönlichen Glücksbedürfnisses als ergebnislos und betrügerisch erweisen, im Dienst der erlösenden bringenden Entwicklung der Weltengänge als fruchttragend und daseinsberechtigt widerherstellen wollte: Erweist sich das Leben als eine Rechnung ohne den Wirth, als blanke Thorheit, wenn man es mit dem Streben nach eigenem Glück zu erfüllen trachtet, so erweist es sich als erhabene Pflicht, als ein Machtgebot der edelsten Triebe, wenn man es der hingebungsvollen Mitwirkung am Proceß des Ganzen widmet — und war die Ausrottung der Instincte das Allein-Vernunftgemäße für Den, der nur dem Selbst die Erlösung bringen wollte, so ist die Erhaltung der Instincte das Allein-Vernunftgemäße für Den, der zur Erlösung Aller wirken, der für die zielvolle Lenkung des Weltentwicklungsprocesses etwas leisten will.

Mit Staunen wird hier der Leser fragen, wie vom pessimistischen Gesichtspunkt aus eine Entwicklung, ein Ziel überhaupt gedacht werden kann? So war es denn eine Phrase, wenn wir oben von den „zwecklosen Zwecken“ sprachen, die das Erdensein ausfüllen? Von der „verpfauschten Lehmkugel“, die in unabänderlichem Einerlei um ihre Are taumelt? . . . Rein. Denn die „Entwicklung“, die Eduard von Hartmann träumt, ist keine fortschrittliche, sondern eine retrograde — und welche Summe von verwirrungsvollen Widersprüchen birgt dieser Hartmann'sche Begriff!

Da das Weltenganze — so ist sein Gedankengang — Etwas ist, das besser nicht wäre, so muß es das Ziel der Entwicklung sein, durch die gesteigerte Macht des Bewußtseins die Welt in das Nichts zurückzuführen, dem sie durch die allgewaltige Macht des Unbewußten zu ihrer Qual einst entfliehen ist. Hoffnung auf eine anders geartete Verendigung oder auch nur eine mögliche Vinderung dieser Weltensqual läßt auch Eduard von Hartmann nicht gelten. „Wie weit auch die Menschheit fortschreitet,“ so belehrt er uns — „nie wird sie die größten der Leiden los werden oder auch nur vermindern: Krankheit, Alter, Abhängigkeit von dem Willen oder der Macht Anderer, Noth und Unzufriedenheit . . . Nicht das goldene Zeitalter liegt vor uns, sondern das eiserne . . . Wie die Last dem Träger um so schwerer

wird, einen je weiteren Weg er sie trägt, so wird auch das Leiden der Menschheit und das Bewußtsein ihres Glends wachsen und wachsen bis ins Unerträglich Dann wird sie in erhabener Melancholie gleichsam wie ein verklärter Geist über ihrem eigenen Leide schweben und wie Oedipus auf Kolonos in dem vorgefühlten Frieden des Nichtseins die Leiden des Seins gleichsam nur noch als fremde fühlen. — Wie jeder sich über sich selbst klare Geis, hat sie nur noch einen Wunsch, Ruhe, Frieden, ewigen traumlosen Schlaf, der ihre Müdigkeit stille So kann der Endzweck des Weltprocesses, dem das Bewußtsein als letztes Mittel dient, nur der sein, den größtmöglichen erreichbaren Glückseligkeitszustand, nämlich den der Schmerzlosigkeit zu verwirklichen Für die Vernunft handelt es sich darum, wieder gut zu machen, was der unvernünftige Wille schlecht gemacht Und darum ist die volle Eingabe der Persönlichkeit an den Weltproceß, um seines Zieles, der allgemeinen Welterlösung (d. h. Weltvernichtung) willen und die Bejahung des Willens zum Leben das vorläufig allein Richtige“

Selten ist eine metaphysische Speculation von so abenteuerlicher Phantastik in die Deffentlichkeit geführt worden. Für die Qualen des eigenen Lebens soll uns die Hoffnung auf den Tod der Welt entschädigen. Als „zuerundlich“ winkendes Ziel der unübersehbar vor uns liegenden Zukunft wird der Anfangspunkt der unübersehbar hinter uns liegenden Vergangenheit bezeichnet. Das Alles des Jetzt sollen wir an das Nichts des Einst setzen. Begeisterungsvoll soll unser Thun die Erwartung besägen, daß die Welt von Jahrtausend zu Jahrtausend immer größere Fortschritte machen wird in — ihren Rückschritten. Mit schwielenvollen Händen sollen wir Bausteine sammeln für — eine Ruine. Mit den Mitteln des Idealismus sollen wir für die Zwecke des Nihilismus kämpfen. Das Individuum der Gegenwart soll die Centnerbürde der Lebensqualen auf seine Schultern laden, damit eine Gesamtheit der Zukunft im Stande ist, sie von den ihrigen — abzuwälzen

„Eerst die Vernichtung, sagt ihr, wird erlösen
Die Welt, von ihrem Leidensbann?
Run gut, wockt ihr befreien uns vom Bösen,
So fangt doch bei Euch selber an!“

Ich wäre in der That geneigt, den vernichtungsverkündenden philosophischen Unglücksraben ein Epigramm nach dieser Melodie in's Stammbuch zu schreiben, wenn nicht der Monismus in seiner abgerundeten Vollkommenheit jeden Act individueller Verzweigung ausschloße*).

Liegt aber schon an sich in der Annahme, daß der kalte Sterbe-Abend des Alls, der in undurchdringlicher Zeitenferne dämmern soll, durch die Schatten, die er auf unser Bewußtsein vorauswirft, die heiße Beschwerniß unferer Lebenstage mindern könnte — liegt schon in dieser Annahme ein Hyper-Idealismus voll innersten Widerspruchs, so wird die ganze phantastische Perspective noch nebelhafter und verschwommener durch Hartmann's Rnthmahnungen über ihre mögliche Verwirklichungsform.

Zunächst stellt er selbst es in Frage, ob überhaupt die Menschheit jener Bewußtseinssteigerung fähig ist, die der Welterlösungsthat vorangehen muß, ob nicht eine höhere Thiergattung auf Erden zu jenem Zwecke wird entstehen müssen; ja ob nicht die Erde überhaupt vielleicht nur einen verunglückten Anlauf zum letzten Ziele darstellt. Diese bloße Möglichkeit entzieht sofort der ganzen Hypothese ihre menschlich bedeutungsvolle Basis und bricht ihr den Stachel aus, der zur ethischen That der Instinct-Wiederherstellung anspornen sollte: Denn nur die Daseinsbedingungen der niedern Thiergattung „Mensch“ im Besondern und des verunglückten Anlaufs „Erde“ im Allgemeinen haben die Annahme begründet, daß das Nichtsein der Welt ihrem Sein vorzuziehen ist, daß es kein tröstlicheres Endziel des Weltprocesses geben

*) Das oben mitgetheilte Epigramm von Fr. Vödenstedt: „An Schopenhauer“ ist dem Verf. erst lange Zeit nach Beendigung seiner Arbeit bekannt geworden.

kann, als die Rückkehr in's Nichts. Und wo ist diese Annahme entstanden? Im Gehirn eines Wesens, das jener „niedern Thiergattung“ angehört — umnebelt von den Dünsten eines Planeten, der ein „verunglückter Anlauf“ zum Ziel ist! Wer will erkunden, ob nicht eine höhere Thiergattung mit Instincten ausgerüstet ist, die das Glück des Individuums als erreichbar erscheinen lassen? Wer mag ausforschen, ob nicht auf dem „uns unsichtbaren Planeten eines andern Fixsterns“, von welchem Hartmann spricht, das Märchenheimathland der Glücklichen zu finden ist? Auf keinen Fall kann Hartmann, wenn er durch das Zugeständniß der erwähnten Möglichkeiten über den Kreis menschlichen Ermessens hinausschreitet, noch in früherer Kraft die Ergebnisse aufrechterhalten, die im schmalen Bezirk dieses Menschen-Ermessens gefunden wurden — und wer wie Hartmann zugiebt, daß sich die Mittel für den Weltproceß ändern können, darf nicht wie Hartmann behaupten, daß seine Ziele unandelbar sind.

Schon diese unauflöslichen Zweifelstragen sind ausreichend, um den Hinblick auf die Welterlösung, der die Schlussperspective der pessimistischen Doctrin Hartmann's bildet, der heilvollen ethischen Wirkungen zu berauben, die sich der Philosoph des Unbewußten davon verspricht. Aber selbst wenn wir davon absehen, wenn wir also die Kühnheit haben, an dem Welterlösungsberuf der Menschheit als Menschheit keinen Zweifel zu hegen — wie ist je zu hoffen, daß sie der Erfüllung ihrer Berufspflicht auch nur einen Schritt näher tritt? Mag die Menschheit, wie Hartmann uns tröstet, auch noch so viele Generationen hindurch Zeit haben, in nachhaltiger Innerlichkeit die pessimistische Idee auf sich wirken zu lassen — ehe jede einzelne Generation die Ueberzeugung gewinnt, daß der Wille zum Leben am vernünftigsten verneint wird, hat sie ihn bereits so oft und erfolgreich bejaht, daß zu diesem Zeitpunkt immer schon eine neue Generation unterwegs sein wird, die — denselben Kreislauf durchmacht. Auch wenn Hartmann, um die denkbare Abschwächung des Daseinstriebs wahrscheinlich zu machen, darauf hinweist, daß doch z. B. schon jetzt die naturwüchsigige Kraft der Leidenschaften kein unerhebliches Gebiet den nihilirenden Einflüssen modernen Lebens hat räumen müssen, so ist das wenig beweiskräftig: Die Leidenschaft ist auch heute noch, wie je, ein Tiger, wenn auch ein Tiger im Käfig. Und wie soll endlich der gemeinsame und gleichzeitige Entschluß der Erdbewölkung als möglich gedacht werden? Die Vervollkommnung der technischen Erfindungen, meint Hartmann, müßte eine genügende Communication unter den Menschen ermöglichen haben. Welche Phantasie, wenn wir uns eines schönen Tages nach allen Richtungen der Windrose ein Telegramm geschickt denken: „Gew. Hochwohlgebornen werden ergebenst ersucht, sich an der auf den 13. d. Mts. festgesetzten Weltvernichtung mit Ihrer werthen Familie zu betheiligen. Nach erfolgter Vernichtung Zweckessen in Riviana. Achtungsvoll: Das Festcomité . . .“

Die mythologische Abenteuerlichkeit der Hartmann'schen Weltvernichtungs-Phantasmen fordert diese Reckerei heraus. Es ist ja eine hochherzige, geistreiche, vielleicht die tiefinnigste und gedankenvollste Mythologie, die es giebt — aber es ist eine Mythologie. Und wer von uns fordert, daß wir den qualvollen Lebenswirren hingeben, noch auf die letzte Beruhigung verzichten sollen, die uns gegönnt war — auf das beruhigende Recht, uns diesen Lebenswirren durch die Flucht ins Nichts zu entziehen, der muß uns für die verhängnißschweren Opfer einen concreteren Ersatz bieten, als den Hinweis auf nihilistisch-idealistische Rebellwege. Die Wiederherstellung der Instincte ist daher auch vom Standpunkt des Hartmann'schen Monismus nicht vernunftgemäß und erfolgreich zu begründen. Auch er ist nicht im Stande, der unumstößlichen brutalen Thatfache des thierischen Lebenstriebs eine metaphysische Grundlage zu geben — und die Weltzwecke, auf die Hartmann's Evolutionismus lossteuert, haben keinen Vorzug vor der selbstgenügsamen Zwecklosigkeit des Schopenhauer'schen Quietismus. Beide Ergebnisse sind nicht geeignet, der pessimistischen Doctrin zu einem menschheitlich neuhbringenden Erfolg zu verhelfen.

Mit der Voraussetzung Hartmann's fallen aber natürlich auch die ethischen Folgerungen, die von seinen begeisterungswarmen Apologeten daraus abgeleitet werden. Besonders A. Taubert singt uns Dithyramben vor über die humanitären Heilwirkungen, die dem Extract des Pessimismus, dem Universalmittel der manichäischen „Selbstverleugnung“ entspringen sollen. Wenn wir aber wirklich diesen Lobgesängen Glauben schenken, so verlieren wir schließlich — und das ist das Drolligste — den wahren logischen Zusammenhang mit dem Hartmann'schen System, das uns just empfohlen werden sollte. Nur die Steigerung der Unerträglichkeit des Menschenleides (d. i. die Steigerung des Bewußtseins), kann ja nach Hartmann's eigener Theorie den Weltproceß beschleunigen: Und statt dessen fordern uns seine Vertheidiger auf, unsere ganzen Kräfte für die Erträglichmachung der Leiden der Andern zu verwenden! Die denkbar weiteste Verallgemeinerung eines solchen Strebens würde in letzter Linie zur Selbstaufhebung des Pessimismus führen. Denn wenn von allen Seiten der Flügelschlag der Menschenliebe lindernd bringend unsre Stirn umsähet, so hätte die Erde aufgehört, ein Zammerthal zu sein — und selbst der Kampf mit den unüberwindlichen Elementargewalten „Alter“ — „Krankheit“ — „Tod“ — könnten uns in einer so herzerwärmenden Atmosphäre kaum zurückschrecken, das zu ersehen, was der Pessimismus desavouirt: die persönliche Glückseligkeit. Die theänenreichsten Capitel in der Passionsgeschichte der Menschheit tragen die blutige Ueberschrift: Homo homini lupus — in Grabbe's Uebersetzung: „Nur ein geschminkter Tiger ist der Mensch!“ Hat nun das räubthierartige Wüthen des Menschen gegen den Menschen aufgehört, ist dem Reid sein Giftzahn ausgebrochen, hat der Eigennuß seine reißenden Krallen verloren, sind der schleichenden Lüge, der Untreue, dem Verrath ihre geweihten Waffen für immer geraubt — dann, wahrlich! ist das Geborenwerden kein „Verbrechen“ mehr, das „Todsstrafe“ verdient. Ungefähr zu derselben Zeit wick sich aber auch die Bioge mit dem Kohlkopf veröhnen, das Eis beginnt zu glühen und man macht in jedem Sommer eine Vergnügungsfahrt nach dem Schlaraffenland. — Die Taubert'schen Phantasmen widerprechen offenkundig dem pessimistischen Prophetenwort Hartmann's vom „eisernen Zeitalter“, das vor uns liegt. Nur auf den Trümmern aller Lebens-Illusion war die Aufrichtung des Pessimismus möglich: Nur auf den Trümmern des Pessimismus kann sich eine neue Lebens-Illusion erheben. Wer zu glauben vermag, „daß es, ob auch nur in ferner Zukunft, für das Weltweh einen mildernden Trost giebt, der — braucht keinen mehr.

So sehen wir denn nochmals, daß der Egoismus, der in der Brust des bücherschreibenden Pessimisten zur Reizung gelangt und der in schamhafter Versteckniß auch hinter Hartmann's idealistischen Selbsttäuschungen lauert, für die Menschheit ohne jeden Nutzen ist. Weder durch psychologische Ursachen noch durch seinen etwaigen „Selbstzweck“ als Wissenschaft noch durch eine vernunftgemäße und erfolgversprechende Zweckbeziehung von anderer Art kann sich der Pessimismus als Doctrin begründen.

Als individuelle Empfindung hat er eine unwidersprechliche Veredlung, heute wie ehedem und wie heute in aller Zukunft. Als stimmungssinniger lyrischer Naturlaut gehört er auch in die Litteratur. Die Lehre üble des Pessimismus aber überlasse man getroßt dem Geschick, das über den Menschen schwebt und das seine dunkeln Lehren eindringlich und unwiderlegbar verkündigt, so lange das Laub von den Bäumen fällt und über kahle Felder ein Herbstwind sein Sterbelied heult . . .

Es ist nichts nothwendiger, als die pessimistische Philosophie — und nichts überflüssiger, als die pessimistischen Philosophen.

Kritische Rundblicke.

Drama.

Arria und Messalina, Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Wilbrandt.

Es giebt vielleicht kein Symptom, welches so entschieden und sicher den Verfall einer Kunst bezeichnet, als wenn sich dieselbe — dem Weiblichen zuwendet.

Die französische Schaubühne kennt nur noch Frauenrollen und dreht sich seit fünfundsanzig Jahren ausschließlich im Noceeswirbel der Weiblichkeit, worin ein Giboyer oder verarmter Edelmann *rari, ja rarissimi nantes* . . . sind. Das Wolter-Stück am Wiener Burgtheater wiederholt dieselbe Erscheinung und aus dem nämlichen Grunde. Nicht „die Wolter“ ist der Grund, sondern der effeminirte Geschmack eines sinnlichen und mehr weiblich als männlich gearteten Volkes. Steht doch der Wiener dem Pariser näher als dem Leipziger oder Hamburger; am allernächsten aber im Theater. Hier ist kaum mehr als die Sprache deutsch; ja, als Wiener Theaterprache kann sie den Auswärtigen, der ein besonders feines Gefühl hat, eigentlich bekümmern. So ist auch das Wiener Repertoire dem französischen Frauendrama im ganzen deutschen Sprachgebiete am getreuesten nachgetreuen und fast mit der Angst, von der Comediendame angefangen bis herab zur kleinen Marquise, ja keine Fußtappe zu versetzen.

Auf die Länge wird aber auch die interessanteste Lasterbirne langweilig, und was dann? Interessanter als das Laster haben wir nichts mehr. O doch! das Laster mit der Tugend. *Arria und Messalina*. Die lasterhafteste und die tugendhafteste Römerin. Das giebt im alten Courtisanenstück wieder ein neues Stückchen und hält wohl wieder eine Zeilang vor. Vortreflich! Aber es ist vielleicht kein Titel mehr mög-

lich, welcher so deutlich-genuß die Absicht, die Tugend, die Reflexion verriethe, als dieser. Man sieht fast mit Augen die mathematische Nothwendigkeit, wie eines Tags ein Kopf diesen Einfall, oder besser, dieser Einfall einem Kopf haben mußte. *Arria und Messalina!* Die Muttergottes und Mad. Dubary!

Die beiden Frauen, oder richtiger, die beiden Begriffe geben sich auf die Länge eines Theaterabends nur zu folgender Handlung ihr Stellbischein. *Cæcina Pätus* hat als Verschworener oder Verdächtiger sein Leben verwirrt, welches auf Gnade und Ungnade in der Hand des Kaisers, oder, da dieser abwesend und überhaupt eine Null ist, in der Hand der Kaiserin *Messalina* liegt. Die neueste Schwachheit der Kaiserin ist so eben *Marcus*, der jungfräuliche Sohn des *Pätus* und der *Arria*, und um der Verdienste dieses Sohnes willen begehrt sie den Tod des Vaters nicht. *Marcus* erwirbt sich auch diese Verdienste, aber sehr gegen den Moralcode und Ehebegriff der Mutter *Arria*, welche ihn nun zwingt sich zu tödten. In den Straßen Roms promenirend, findet *Messalina* sein Vaterhaus mit Verwunderung und Schmerz als Leichenhaus und ihren Liebling selbst als die Leiche darin. Sie bedeckt die Leiche mit ihren Küßen oder vielmehr verhaßt es nur, denn *Arria* schießt sie auf rüdeste Art hinweg. Das galt natürlich den Kopf ihres Mannes, — ihren eigenen mit, und so kommt der berühmte Zahlung: „es schmerzt nicht, *Pätus*.“ Im nächsten Augenblicke wird auch *Messalina* niedergestoßen, denn von *Asia*, wo der bößhinnige Kaiser weilt, sind auf Veranlassung eines Widersachers, der *Messalina* anshawetzte, Leibgarden abgegangen, um die Kaiserin zu tödten, wie es im Buche steht und wie es *Tacitus* sich nicht nehmen läßt.

Als ich das Stück las, hielt ich einen Durch-

fall, der zum Glücke des Dichters ausblieb, für ziemlich wahrscheinlich, den Durchfall der Enttäuschung nämlich. Messalina ist das brennendste Fantasiestück der weiblichen Teufelei, der historisch und typisch gewordene Superlativ förmlicher Satelldämnie, aber dieke — Wolter-Rolle, um das Wort „Karakter“ zu vermeiden, ist eigentlich eine zahme Messalina. Ein verliebtes Weib, wie es im Buche der Naturgeschichte auf jeder Seite steht, und wie es auf einer kaiserlichen, das Gesetz überragenden Höhe nur ein bißchen ungenügend mit sich herausgehen darf. Wenn alle Weiber Kaiserinnen wären! Wenn der Konkubinsfrau die Garberegimenter der Messalinen und Katherinen auf Musterung passirten! Bis dahin aber lausche ich mich nicht, wenn ein großer Kärg große Worte zu machen erlaubt, daß das dem mediocren Karakter schon ein ideales Größenformat gäbe. Selbst die offizielle Würze und physiologische Afla fötida der Wollust, die Grausamkeit, ist durch die Abschlagung des Patus und der Krina mehr dem Scheine als der Wahrheit nach zum Kapital des Messalinen-Karakters geschlagen und bloß Papiergeld, nicht Goldwährung. Es ist ein uraltes Gesetz der menschlichen Natur, daß der Tod verhöhnt und vor den Todten der Streit der Lebendigen ruht. Wenn ein Weib, selbst das gefallenste Weib, den Mund eines Todten zu küssen begehrt, so kuschelt momentan ein süchtiger Adel über sie, und kein Mensch, am wenigsten ein Weib selbst, sollte sie darin stören. Es ist einfach unmenschlich und zehnfach unweiblich. Daß in diekem Augenblicke Messalina mit ausgelacht ungehobeltester Brutalität behandelt wird, daß Alles in ihr, das Menschliche, Weibliche, Kaiserliche, coram populo auf's empfindlichste gereizt und beleidigt wird, daß verfehlt den Vollzug der Todesstrafe, den sie hierauf befreit, aus der spezifisch messalinischen, wollüstig blutledenden Grausamkeit in eine ganz andere, menschlich-entgegengesetzte Sphäre und gehört gar nicht mehr hierher. Nach jener Provokation wird es nur ein begreiflicher und fast berechtigter Rachakt. Nein, Messalina ist kein dämonisches, sie soll nur ein elementares Weib sein; das vielbeliebte, viel gesuchte, in zahllosen Jamben standierte, elementare Wähnen- und Wolter-Weib.

„Das elementare Weib!“ Die dankbarste und undankbarste Intention! Die dankbarste für das Theater, die undankbarste für die Kritik. Wenn schon die Elemente dramatisch sind, so fürchtet die Kritik nämlich mit Recht,

daß nächstens auch — Sauerstoff und Wasserstoff als dramatische Charaktere auf die Bühne kommen. Julie und Cleopatra, Shafepears' sämtliche Frauencharaktere, sind doch auch elementare Weiber; aber wer nennt sie so? was wäre damit gesagt? Im organisirten Element, wie wir's vom Dichter verlangen, ist das Element in der Organisation eben aufgegangen und aufgehoben, und wir erhalten aus aller elementaren Gattungs-Schablone heraus wieder individualisirte Organismen. Wie insidias, aber im Grunde wie aufrichtig, bezeichnet nun das heutige Programmwort „elementares Weib“, das rasch ein belibetes Schlagwort geworden, einen ganzen kunstgeschichtlichen Sachverhalt! Im Kreislauf der Dinge scheint eine sinkende Kunst zu der steifen Hand der Kunststänke wieder zurückzukehren, jener Kunststänke, welche z. B. die meisten unsterblichen Wappenthiere so individuell mangelhaft ausgebräut haben, daß wir kaum mehr als das formalistische Thier-Element in genere daran unterscheiden, wie denn die österreichischen „fünf Lerchen“ eigentlich Adler sein sollten, aber nun nichts sind als der elementare Vogel überhaupt! Das moderne Bühnendrama, welches die Kunst ist, eine Aktie halb einzuzahlen und mit doppelvollem Superagio courtieren zu lassen, hatte demnach sehr richtig den Zustinkt des elementaren Weibes, des Weibes an naturel, welches mit wenigen Gattungstrichen sich selbst spielt, — ein „brillantes“ Spiel, da es den ganzen Brennstoff der Kraft an eine herzlich wohlfeile und einfache Aufgabe zu setzen hat, also so recht eigentlich das spezifisch „dankbare“ Spiel. Zum elementaren Weib gehört in der Regel nichts — als ein weiblicher Name und einige von den Grundzügen des weiblichen Thieres. Elementare Sinnlichkeit, elementare Leidenschaft, elementares Triebleben, nicht zu vergessen eine tüchtige Portion jener elementaren Kopflosigkeit, welche man in der weiblichen Prosasprache „die Gans“ nennt. Pardon, aber dem starken Wort entspricht nur eine starke Thatfache. Ist es denn nicht stark, in weick' — schwacher Position dieke Messalina ihr hohes Spiel spielt?! Fünf Akte lang ein Prachten und Prangen mit Herrschermacht und Herrscherübermuth, daß wir selbst schon ganz sicher werden und denken, da kann's gar nicht fehlen! Und zu Ende des fünften Aktes läuft der nächste Tenorant nach Ostia hinaus, beschwächt den Kaiser und läßt sie umbringen! Wir sind wie aus den Wolken gefallen. Kein Spag wird

ja so leicht vom Akt geschossen als diese Messalina zu stützen war. Man sage nicht, der Streich kommt ihr selbst unverhofft, und ihre Sicherheit war die Macht ihrer Schönheit. Diesen blödsinnigen non possumus-Kaiser unterjocht nicht sowohl die Schönheit, als — die Anwesenheit. Sein Herr ist immer Derjenige, den er zum letzten Mal gehört hat. Das mußte Messalina wissen; das einfältigste Weib weiß das. Nicht daß man die Herrschaft hat, sondern wie man sie hat und wie man sie ausübt, ist der Instinkt der weiblichen Interessen. Es ist die simpelste Vorsicht eines Weibes, das sich die Aufführung einer Messalina erlaubt, ihren Mann mit einer Samaritana zu umgeben, mit Creaturen ihrer Partei, mit einem unerschütterlichen Wall, kurz, mit Maßregeln, wodurch er, auch abwesend, in ihrer Hand bleibt. Außer Messalina. Ihre Position ist die ungedeckteste, in der Front, im Rücken und an beiden Flanken preisgegebenste Stellung, und so wird sie abgethan. Im Handumdrehen ist uns unsere Heldin verschwunden. Wahrlich, das Bühnendrama wird immer ungenühter!

Aber doch wäre nichts leichter gewesen als in diesem Falle der dringlichsten Verstandesforderung mit einer kleinen Kunstfuge gerecht zu werden. Messalina bedurfte als Fort und Vertreter ihrer Hespertei bloß irgend eines Leichesten oder Piccolomini, kurz einer Vertrauensperson und eines Künstlergenies, der an ihr Schicksal geknüpft ist, dem aber doch die Geduld reißt, als er von ihren neuen Streichen hört und der sie fallen läßt. Ein Tugend Berse und Alles wäre gethan. Aber das bühen-gerechte Bühnendrama, scheint's, fürchtet mit jedem Vers, der sich nur mußten will, einem besseren Herrn als dem Gauckeln und „Koslegen“ zu dienen, — in's Buchdrama zu greifen!!

Im französischen Eiferdrama glauben die Dichter selbst nicht an die Tugend, und hatten sie eben nur aus, — wie eine lithographirte Eintrittskarte zu einem polizeiwidrigen Ball. Mißbrandt scheint es ehrlücher und deutlicher mit der Eintrittskarte keiner Messalina, mit der römischen Ideal-Matrone Arria gemeint zu haben und erregt uns daher die doppelte Verwunderung, daß er keinen Respekt vor der Tugend so wenig zu realisiren wußte, wie die Franzosen, die ihn überhaupt gar nicht haben. Wenn Messalina den Werth ihres Geschlechtes vergebend und auf die Straße wirft, so denken wir, ihr Gegenbild wüßte das Gegentheil thun: Arria

wird uns zeigen, wie man Weib, und da sie vollbürtiges Weib, nämlich Gattin und Mutter ist, wie man Weib in der Familie ist! Weib gefehlt. Wir sehen sie als Zersthörerin in ihrer Familie. Sie führt uns das Schauspiel auf, wie an Weiber-Erziehungen eine ganze Familie zu Grunde gehen kann. Sie bildet sich die Tugend ein. In der ganzen moralischen Welt aber thut das kein Mensch mehr so wie es Arria thut, welche ihr subjektives excentrisches Wahnbild mit der Würde des Ideals verwechelt, — ein Kunstfehler, der freilich kein seltener in den dichtenden Künsten ist.

Warum muß Marcus sterben? Er hat ein schönes, unbekanntes Weib gesehen und sein ganzes Blut dürstet nach ihr. Es überläuft ihn, als ihm bekannt wird, die schöne Unbekannte sei die berühmteste Messalina; aber — sein Durst hält an. Er löscht den Durst. So kommt er nach Hause und vor die Augen der gestrengen Mama. Wo warst du? — Bei Messalinen. — Dann mußt du dich umbringen. — Was du sagst! — Im Grunde, du mußt dich umbringen. — Wirklich, Mama? — Auf Ehre und römischen Ehrbegriff! — So gib mir einen Tösch. — Ja hast du einen. — Marcus bringt sich um.

Das ist der kurze Inhalt dieser Scene. Am keinen Strich anders.

Ein übernächtiger Schwärmer kann nicht unbefangener auf einen „Meinen Schwarzen“ ins Caffeehaus kommen, als Marcus nach Hause kommt. Er hat ein schönes liebedliches Weib besucht; — wer hat es nicht? Er ist daß verwundert, daß „ein reiner Jüngling“ deshalb sterben muß. Aber die Mama sagt es und die Mama muß es wissen. So stirbt er denn — auf Treu und Glauben!

Die Gedanken stehen uns still! Aber wenn sie wieder zu gehen anfangen, so denken sie folgendes. Entweder Marcus hat Recht und ein zweideutiges Weib zu küssen ist für einen jungen Mann eine levis nota, von der zu reden gar nicht der Würde werth ist, — was für eine Mutter ist dann die blutige Arria! Oder Marcus hat Unrecht und Arria Recht: ein römisch-republikanischer Legitimist ist unheilbar compromittirt, wenn er zur Frau des Cäsars sensterin geht; dann mußte aber dieses politische Motiv viel stärker als das moralische betont werden, abgesehen, daß es doch wohl in der stärksten Betonung noch nicht einleuchtete, weil Klüße noch kein politisches Programm und Weiberaffaires überhaupt ein neutraler Boden

in der Politik. Aber gesetzt es wäre so, ein Nendegonus mit der weiblichen Seite des Cäsarismus wäre im republikanischen Hochadel Rom's eine politisch so große, wie moralisch kleine Unfittlichkeit: dann mußte unser Patrierichthum doch die öffentliche Meinung seiner Partei selbst auch kennen, mußte wissen, daß er einen Rubikon überschritten, daß er sich zu Hause unmöglich gemacht, — und mit welcher einem Dammens-Jungen-Gesicht kommt er nun doch noch Hause und muß sich den Standpunkt erst von der Mama klar machen lassen!

So brüchig wäre nur schon die Vogit, wenn wir uns zwischen ihrem Entweder — Oder völlig unparteiisch verhalten könnten. Aber das können wir nicht. Was in der Vogit eine Frage wäre, ist keine für's Gefühl, denn dieses sagt schreierend laut: Arria ist eine entmenschte Mutter und ihr Sohnesmord der geschraubteste Theatermord, der je gegen die Natur, aber für die „Gandlung“ vor sich gegangen.

Und doch muß an diesem Morde, damit er seine Schuldigkeit thut, noch weiter geklärt werden. Messalina muß zufällig spazieren gehen und am Reichenhause vorbeikommen, muß ihren todten Liebling küssen wollen, muß die Gelegenheit schaffen, daß Arria vor ihren ex-jungfräulichen Sohn mütterlichbreit sich hinpfanzen und durch ihre Schmäheben zum Sohne auch den Mann und sich selbst um den Kopf reden kann. Das ist der Cours nach dem Hafen: „Es schmerzt nicht, Pätus!“

Wie lodend solche geflügelte Worte sind! Wer bräuhete sie nicht gern auf die Bühne? Sie sind wie gemacht für's Theater. Aber siehe da, auf dem Theater fallen die „Geflügelten“ mit gebrochenen Flügeln zu Boden! „Und sie bewegt sich doch“ verlornte eines Tags sein Glück und verunglückte. „Es schmerzt nicht, Pätus“ probirt heute keinen Zauber; aber in einem Wolter-Stück zaubert die Wolter und sonst kein Mensch. Für drei geflügelte Worte werden oft ganze haltige Stücke geschrieben, aber die fünf Akte vergehen und die drei Worte bestehen! So naturgemäß es war, daß Theaterdichter in der ersten Raideutät unerfahrener Lüstertheit die „Geflügelten“ auf die Bühne brachten, so erlebe ich es noch, daß sie ihnen mit verbrannten Fingern künftig eben so sorgfältig aus dem Wege gehen, damit es nicht allzu nachtheilig sich vererthe und unter die Leute komme, wie die geschickteste fünf Akten-Mache an einen lapidaren Natur! laut nicht hinantricht! Jene geflügelten Worte, die den

geschickten Macher-Händchen so dankbares Spielzeug scheinen, sind aus einem Hiesenhimmel gefallen, sind condensirtester Menschenblut-Extrakt, sind die Quintessenz von Geschichts- und Gemüths-mächten, womit es in der Wolter-Genera-tion definitiv und auf ewig vorbei, auf jene Ewigkeit — bis das große Rad sie wieder aus der Urquelle, aber nicht aus der Wächsther-aufbringt. „Ne ultra crepitat“ ist auch ein geflügeltes Wort! —

So können wir das Facit aus der einfachen Gleichung: Arria und Messalina, Alles in Allem, nur eine belanglose Ziffer nennen. Messalina ist in keinem Zuge mehr als das Schema der Niederklichkeit und Arria ein Tugend-Monolith, von oben bis unten ein einziger — Stein! Die Rolle siesgt, wie in allen Bühnen-stücken, auf Kosten des Menschen: das elementare Weib ist unter-menschlich, das ideale Weib ober-menschlich, Beide außer-menschlich und un-menschlich. Und wie konnte es anders sein, wenn schon der Moment der dichterischen Emp-fängnis und der fernere der künstlerischen Ab-sicht und ihrer Ausführung nicht der Mensch und die Menschenanschauung, sondern die starre Begriffsabstraktion, ja noch weniger, nämlich der bloße Contrast von Begriffen ist, welcher letztere nun wieder nicht um ihrer selbst willen da sind, sondern für das Bild und den Effekt ihrer symmetrisch berechneten Gegenüberstellung, unge-fähr wie ein Thürpfosten vis-à-vis dem andern Thürpfosten steht, aber beide zusammen in einem dritten Moment, als ihrer eigentlichen Zweck-bestimmung, in jenem Leeren Raum auf-gehen, welchen man eben den Thürreingang nennt?!

Weiter nichts als die Zugluft der Thür ist schließlich das männliche Element unserer's Stückes. Sie können alle durch's Schlüsselloch gehen, so dünn sind diese Männer. Aus einem Menschen wie Marcus hat ein junger Frank-furter schon vor hundert Jahren ein Stoas gemacht, das man seinen „Franz“ im Göd von Werlichingen nennt! Seitdem sind die Sitten milder geworden und unsern Marcus löst die höllische Weiberbezauberung nicht anders im Blute, als ob er das letztere durch Transfusion von einem Lömmchen empfangen hätte. Er ist jener Lockenkopf, aus welchem die Haarträusler frischen lernen. Sein Vater Pätus besteht aus zwei individuellen Jagen: er bewundert sein Weib und ist krank. Einen dritten konnte ich nicht entdecken, was bei einem Staatsgeföh-lichen Römer, der sogar das Zeug zu einem

Gegenfaisler haben soll, recht schlimm ist. Und wie viel Zeug sollte Gajus Silius haben! Er eröffnet das Stück als Messalinens erklärter Liebhaber und in ihrem tollsten Verzweiflungsausbruch über den Verlust des Marcus kehrt sie zu ihm wieder zurück. Der Mann muß Rache haben, denken wir, und sind nicht genug sie sehen zu wollen. Nur eine Rafenpfeife! eine Augenwimper! Umsonst. Seine ganze Individualität sind — die 11 Buchstaben, welche seinen Namen bilden. Ein Charakter aus Charakteren, nämlich aus Buchstaben-Schriftzügen, ist freilich auch Charakteristik.

Es ist sogar noch mehr, und nichts geringeres als „weiche Oekonomie“. Was sollten auch im Wolter-Stücke die Männer? Das begreift sich ja. Es steht eins aus dem andern. Die Weiber Champagner, und zwar wohlfeilster Grüneberger, damit ihn auch die Provinz-„Kunstlektinnen“ bestreiten können, hierauf im richtigen Abstand dazu — die Männer Sodawasser! Das Alles bedingt sich gegenseitig und wirkt auf einander und hat seinen innern Zusammenhang. Es ist ja nur „bühnengerecht“ und „eine kundige Hand“ und „eine geschickte Rache“. Wo bliebe denn die Wolter, wenn sich im Wolterstück einmal ein Mann aufrechtete und zwar in seiner ganzen Länge??

Lassen wir also solche Uebel sich ausleben, denn nur davon kann die Umkehr kommen. Ich hoffe es noch zu erleben, daß eines Tags sämtliche Schauspieler ihre Rollen den Dichtern und Direktoren an die Köpfe zurückschleudern, weil sie es müde geworden, die Rollen hinter den Weibern zu sein. Es dauert vielleicht nicht mehr so lange, als es gedauert hat, denn schon lange genug hat sich die alte Frage: où est la femme? auf unserm dramatischen Kunstgebiete in die entgegengesetzte verwandelt: où est l'homme? —

„Die Nachwelt sieht dem Rimen keine Kränze“. Und wer sich zum Hintermann des Rimen gemacht, zu seinem Diener und Handlanger, zu seinem Rollenstreiber und Librettisten? Ei nun, dem sieht auch die Mitwelt keine Kränze! Was ist natürlicher?

Und so möchte ich diese meine kritische Glosse verstanden wissen. Denn gar sehr entspräche es dem Ethos einer sinkenden Kunst, — das Wort, wovon ich ausgegangen — wenn nun ein Leser fragte: Was hat doch mein Kritiker gegen den armen Wilbrandt, daß er ihn gar so scharf mitnimmt? Dadurch sinken ja eben Künste und ganze Geschichtsepochen, daß man

nicht mehr an das Sachliche, sondern nur noch an das Persönliche glaubt!

Ich habe also nichts gegen Wilbrandt, ich habe sogar wenig gegen Kerra und Messalina, aber ich habe Alles gegen die Entwidlung der dramatischen Poesie zur Dienerin der Schauspielerlei und der weiblichen Schauspielerlei.

Daß Wilbrandts Biographie in dieses Stadium gefallen, kann ich sogar aufrichtig bedauern. Die Andern sind ihrer Zeit so ziemlich werth; Wilbrandt aber möchte wohl einer bessern Zeit werth gewesen sein. Damals, als 1811 ein deutscher Dramatiker sich erschoss und 1813 ein anderer erschossen wurde, welche beide zusammen noch nicht eines einzigen Menschen normale Lebensdauer erreicht, in der Nähe jener zwei Unglücksjahre wäre vielleicht seine Zeit, auf der Dürre von Kleins und Körners Tod sein Stand gewesen. Heute möchte der Zerkerungsprozess, der die Poesie in die Schauspielerlei auflöste, wohl schon zu weit gebiechen sein.

Um so schlimmer für die Kritik! Mit welchem Rechte mißt sie dann Eine Geschichtsepoch am Maßstab einer andern? Mit welchem Rechte that sie dem heutigen Bühnendichter das Weh an, das „Weh dir daß du ein Enkel bist!“

Aus bloßem Herkommen. Aber dieser kritische Wendepunkt, an welchem die Kritik endlich sich selbst angelangt fühlen sollte, verdient eine eigene Welsprechung. Dazu räumt mir die Redaction wohl nächstens wieder ein Paar Seiten ein; in der ersten Nummer eines neuen Blattes, wo Mehrere zum Worte kommen wollen, glaubte ich mir die Selbstbeschränkung eines mäßigen Raums auferlegen zu sollen.

Ferdinand Kienberger.

Epos.

Wilhelm Jordans Nibelungen. Zweites Lied. Hildebrands Heimkehr. Thl. 1. 2. Frankfurt a. M. 1874. Jordans Selbstverlag. —

So liegt denn nun auch unsere „Deutsche Odysee“, das Lied von des weisen und vielgeprüften Hildebrand Jersfahrten und Heimkehr vollständig vor uns, nachdem die „deutsche Ilias“, die Götter- und Heldenlage von Sigfrid, in Jordans Bearbeitung längst ihren Weg durch die Versammlungen erstreuter Hören in tausende deutscher Familien gefunden hat Auch „Hildebrand“ ist ähnliche Plabe geworden; auch von seinen Thaten und Schicksalen hat

diesseits und jenseits des Ozeans, von Petersburg bis San Francisco, der Rhapsode gemeldet, und nur der volle Gesamteindruck des Kunstwerkes wird uns durch den vorliegenden Druck als ein neuer vermittelt. Somit hat die Besprechung des Gedichts den Vortritt, in weiten Kreisen an bekannte gemeinsame Eindrücke und Erinnerungen anzuknüpfen zu können; das Interesse für die Sache wird ihr ohne ihr Zutun entgegengebracht. Aber dafür wird sie freilich darauf gefaßt sein müssen, neben der Theilnahme auch Vorurtheilen zu begegnen, Vorurtheilen sachlicher wie persönlicher Natur. Die letzteren mögen mit einem kurzen Worte abgefertigt werden. Sie und da hat man die Nase darüber gerümpft, daß ein Dichter, ein deutscher Nationaldichter von hohen Ansprüchen, seine eigenen Verse gegen materielle Belohnung öffentlich vorträgt. „Hätte das Umland gethan, oder Schiller, oder Goethe?“ Nun, Umland und Schiller schon gewiß nicht, wenigstens nicht außerhalb Schwabens, und zwar aus guten Gründen. Man weiß, wie es Schiller in Mannheim erging, als er seinen Fiesco den Schauspielern vortrug. Und Goethe, der Geheimrath und Consistorialpräsident, begnügte sich allerdings mit rhapsodischen Erfolgen auf dem exklusivsten Parquet. Aber — fragen wir weiter — aber Didens? Oder Walther von der Vogelweide und seine Zeitgenossen insgesammt? Und Herodot in Olympia? Wenn heut zu Tage, wie vor Jahrhunderten, der Gedanke wieder mit Vorliebe durch das lebendige Wort wirkt, im Munde des Gelehrten, des Forschers, des Mannes der Geschäfte und der That, wenn unsere Städte sich während des Winters so zu sagen mit ambulanten Akademikern füllen: warum soll das allermächtigste Werkzeug seelischer Anregung und Mittheilung, der vom Dichter mit dem Zauber der Schönheit umgebene Gedanke, in der Knechtschaft des todtten Buchstabens verharren? Nicht alle Dichter können Rhapsoden sein, Gott sei Dank! Wer es aber kann, dem soll es der Reid oder ein verkehrtes Vornehmtun nicht verwehren. Und was den leibigen Geldpunkt angeht, den man vor leuchten Ohren auch nicht nennen soll, und den feurige Herzen doch erst recht nicht entbehren können: Nun, wir denken es steht der Kunst, auch der des Dichters, besser an, in ehelichem Austausch von Leistung und Gegenleistung sich die goldene Unabhängigkeit zu erkämpfen, als auf die Spenden der Mäcene zu warten. Macht's nach, wenn ihr's könnt! Und wenn ihr's nicht könnt, so

laßt's bleiben und verberbt Andern nicht die Freude! Soviel davon.

Aber nun sind nach den „idealistischen“ Anstandsbedachtern des Parnass die Aesthetiker und Literatoren gekommen. Der Eine nahm am Stabreim Anstoß, der Andere an den „entlegenen, veralteten“ Stoffen, der Dritte an deren modernisirter Behandlung. Man hat auch wohl Stimmen gehört, die eine epische Erneuerung dieser Sagenwelt gewissermaßen pietätswidrig fanden. Ilias post Homerum! Ein neues Nibelungenlied! Da doch jede gebildete höhere Tochter aus ihrem Bilmar den Beweis führen kann, daß in jener alten Dichtung das deutsche epische Schönheitsideal ein für allemal zur Welt geboren ist. Ja, wenn es noch um einen Palladencyclus sich handelte, oder um eine Reihe von Dramen oder Opern! — Und nun tritt dieser feste Dichter noch gar mit Ansprüchen auf, die allerdings jeden höchsten und strengsten Maßstab nicht nur zulassen, sondern geradezu herausfordern. In nicht mißzuverstehender Anspielung, um nur eine Stelle statt vieler ähnlichen anzuführen, erhält d. B. Hildebrand, als er verzückt in Walhall Zukunftsgesichte schaut, neben anderen Wunderverheißungen über seines Volkes Zukunftsthaten auch diese:

„Die Wahrheit weht sich wieder
 „In heiligem Theat' den Schleier der Dichtung.
 „Um auch Herz und Gemüth als Macht zu beherrschen.
 „Sie niemals geneigt sind der Nothen zu öffnen.
 „Die fortgeläuterte, lange verlorne
 „Gebahenste Kunst, die Königin aller
 „Erlernte sie wieder, und weht sich geläutert
 „In aller Weise, aus allen Weidnahl
 „Und vom Flusse der Ahnen das fliegende Hosenlied,
 „Und starres Geleß wird in schöne Gestalten
 „Mit wolkenden Seelen fänig verhandelt.“

Da wird der Berichterstatter denn wohl thun, sich nach rechts und links hin recht sorgfältig die Unbefangtheit des Urtheils zu wahren; unbedachtsame Ueberschwänglichkeit des Lobes wäre gefährlich, engherziges Kritteln verächtlich. Es wird doch ein Jeder selbst zusehen und nur die objectivste Hingabe an den Gegenstand wird sich zur Führerrolle erbiehen dürfen. — Wird die Nachwelt einst in dieser Dichtung das würdige, künstlerische Symbol dieser großen Zeit unserer nationalen Wiegegeburt feiern? Oder haben wir es mit einem, immerhin geschickt ausgeführten, academischen Kunststück zu thun? So ungefähr steht augenblicklich zwischen den Enthusiasten und den Gegnern die Frage. Zu ihr ist nicht mit Redensarten Stellung zu

nehmen, sondern mit wohlbedachtem Hin-
weise auf die thatächliche Leistung: wobei dann,
selbsterständlich, die endgiltige Entscheidung
doch der Zukunft und dem Erfolge verblei-
ben muß.

Soviel wird denn gleich von vorne herein
gelagt werden dürfen: Möge diese Entscheidung
einst ausfallen wie sie wolle; jenes stolz-
scheidende Wort Jordans von der Geringsfügig-
keit des Verdienstes, welches bei Gestaltung des
nationalen Epos dem dachtenden Subjecte ver-
bleibt, wird sie schwerlich bestätigen. Das Erste
und wahrlich nicht das Leichteste, was den
Künstler macht, ist die Beherrschung der Form.
Vor Allem muß er sein Instrument spielen
können; und auf diesem, es verhalte sich mit
keinen sonstigen Ansprüchen wie es wolle, ist
Jordan ein Virtuose allerersten Ranges.
Die Sprache öffnet ihm alle ihre Schatzkammern,
er kennt ihre lieblichsten wie ihre furchtbarsten
Geheimnisse, und er beherrscht sie, wie Wenige
neben ihm. Mag sein Elabreim das deutsche
Epos einst erobern oder nicht (wir glauben, daß
er sich, als wesentliche Versicherung unserer
Formen, neben der Nibelungenstrophe, der
Octave, dem Hexameter und — last not least —
den ehrliehen deutschen Mittelversen erhalten
wird: soviel ist sicher, daß er hier einen Zauber-
kreis um uns zieht, in welchem alles Erhabenste
und alles Gemüthlichste, alles Lieblichste und
alles Schrecklichste Platz hat, was das deutsche
Herz jemals bewegte. Daß dabei die „akade-
mische Würde“ recht oft geränzlich in die Brüche
geht, geben wir zu; aber wir bebauern es nicht.
Es ist ein derb naider Zug in dieser Diction,
der dem Dichter allerdings vor jedem romanischen
Publicum unfehlbar den Hals brechen würde,
der aber den Germanen anheimelt, vorausgesetzt
daß er eben ächt und nicht gemacht ist. Es ist der
unerschöpfbare Vorzug der deutschen, und noch
mehr der englischen Dichtung, daß sie Alles
sagen, Alles bei seinem richtigen Namen nennen
kann, sofern es eben unbesungen und mit reinem
Hexen geschieht. Die Sprache der Helden von
Walhall ist eben nicht die des trunkenen, hun-
nischen Kriegers:

„Vint, Bruder Teutheo,
Fassatereinte! Wollen du teinten
Auf Gerundigkeit von die Zähnen Königs!“

Mit diesen Worten bietet der Hunne dem
Burgunder den Krug mit Rumz. — Wir er-
innern uns aus dem Sigfridliede jener herr-
lichen Schilderung des Hengstes, da Sig-
frid ihn zuerst auf der Wiehe antreift. Hier

wird von Ortliebs Reiterkünsten und von seinem
Tartarenhengst in anderem Tone gesprochen:

„Rum loh er im Sattel
„So bodte das Bieck im Rohenbuckel.
„Loh er dägelles toach.“

Ein andermal jagt Rönig Jormunret nach
Athem, und eine ganze Reihe ähnlicher vollst-
hämlicher, auch wohl geradezu dialektischer
Kraftwendungen wäre leicht genug zusammenzu-
bringen. Um so wirksamer aber heben sich gegen
solche Reiteläten zahllose Stellen von weicher-
voller Großartigkeit und lieblichster Zartheit
ab. Der Reiter der Sprache zeigt sich über-
all: mag er die traute Häuslichkeit der ger-
manischen Familie schildern oder die Pracht
des Königsfestes, die Seligkeiten der Versöhnung,
der Liebe, des Wiedersehens, oder den Schlach-
terruf des grünen Volkes beim Beginne des
Todeskampfes:

„Der Kampfschei mo's, den beim Rönig der Götter
„In Walhall brechen, die Helden zu werden
„Giffr gehen tröhte der Hahn mit dem Goldtann.
„Wenn der wäthende Wäger, der Wolf sich löstreit,
„Wenn Surtac fengend vom Säben herankümt,
„Und die Erbe mont von den Schlägen des Werns.“

Und gleich neben dieser Kraft, Fülle und
Mannigfaltigkeit des Ausdrucks ist dann, als
ein charakteristischster Schmuck der Jordan'schen
Dichtung, ein Reichthum und eine Innigkeit
der Naturanschauung zu nennen, die keiner
unserer Besten so leicht übertreffen möchte. Wir
empfinden den Einklang der Lichtehele mit
dem Herzschlag des Ails; die männliche Freude
am Großen und die liebevollste Besenkenung in
die Wunder des Kleinen ist gleich erzieulich.
Jordan hat das ächte Nordlandsverständnis
für den stillen Zauber des bewußtlosen Lebens,
für das Wachsen und Weben der Pflanzen-
welt wie für die tief sinnigen Räthsel der Thier-
seele. Da jagt eben Hildebrand auf der Verber-
stute, der schönen Waka, über die Puste hin.
Er freut sich des herrlichen Thieres und macht
dadurch seinen treuen Falken Fehnalb eifer-
süchtig:

„Das wolle denn freilich dem Freund in Jedern,
„Dem Falken Fehnalb, nicht recht gefallen,
„Und eifersüchtig versucht' er anjong
„Sich dreih, ja brochend dazwischen zu krängen . . .
„Toch bald eines bessern besann sich die Seele
„Des alten Gefellen. . . .“

„Koch waren toch weit von der Hälfte des Weges
„Und tonkten doch längst wie lied wir uns hütten.
„Tenn wir drei von der müthigen Mutter des Lebens
„Koch dem eiaß gemeinsamen schlichten Kuffen
„In enblosem Ätern durch Äthnerarbeit
„So weit verschoben gewohne Geschöffe,
„Wir verstanden uns doch in der flummen Sprache.

„Die den Kindern der Erde noch immer bekannt ist
Durch Erbrennung aus fernster Urzeit,
Und dem herrschenden Sohn nur dann aus dem Sinn
trunt.“

„Wenn sich himmlische Herkunft sein Hochmuth sabelt.
„Ja, glaubt's dem Griechen! Ein reiches Füllhorn
„Von kleinen und doch verklärten Tugenden
„Erfolgt der Mensch seinen eignen Gemüthen.
„Der ein dienendes Thier dem dumpfen Scholzen
„Erhebt zum Gefühl eines treuen Schöpfen.“

Das ist, wie man sieht, gar nicht homerisch; auch der alte Hildebrand hätte sich wohl bei über solche Rede verwundert. Aber die Stimmung, das Gefühl sind echt urgermanisch, und wenn der tiefe Instinct der Ahnen im Gedächtnis des Entfels zur breiten Sprache wird, wer wollte das tadeln? Das Epos hat in solchen Dingen wie billig mehr Freiheit als der historische Roman, wie eine Vergleichung von Jordans Hildebrand mit Freytags „Ahnen“ recht schlagend zeigt. — Jordans Virtuosität in eigentlichen Naturgeschilderungen ist aus dem Sigfridliede her in guter Erinnerung und es wird in dieser Beziehung die Bemerkung genügen, daß „Hildebrand“ durchaus keine Abnahme der Kraft zeigt. Der Mittsommernacht's-Sturm an der nordwestlichen Schärenküste z. B. hält mit der berühmten Sonnenfinsterniß bei Sigfrids Ermordung den Vergleich vollständig aus. In Bezug auf den Reichthum von ergreifenden oder sinnigen Episoden ist aber das zweite Gedicht seinem Vorgänger ebenso überlegen, wie die Odyssee der Ilias. Das rein Menschliche kommt nach allen Richtungen hin zu mannigfaltiger und ausgiebigster Darstellung; eine Fülle von bedeutungsschweren Fragen der Lebensführung, des Geschmacks, der Sitte, des Dichtens und Denkens werden so tiefinnig als dichterisch schön behandelt. Welche sollen wir hervorheben? Etwa den Preis der erstordneten Manneshöheit im Gegensatz zu dem vergänglichlichen Geselk der Natur? (I, 147.) Oder die Rede des Königs Jormuntet über den geheimnißvollen Zauber der heimischen Sprache und des Väterglaubens? (I, 297.) Oder eine der vielen Stellen, in welchen der Dichter zu Bekanntschaften über das Wesen und Geheh seiner eignen Kunst Gelegenheit findet?

„Nicht kühl besingt der ächte Sönger.
„Was der deut'sche Begier mit gelihem Lohne
„Ihm danken würde. Die dürftigsten Dinge.
„Das ärmste Noth, das dunkelste Dasein
„Sind werth der Dichtung, wo Helliges durchscheint.
„Verklären kann sie die kinden Geschäften.
„Wie das Schauergefühl, das die Erde erschüttert;
„Doch nicht nach Willkür, und niemals weiter.
„Als schon im Ereigniß Uniges aufknospet.“

„Wo das Spiel der Kräfte.“

„Zwischen Himmel und Hölle die Freyen schautend
„Nicht länger schwant, wo die Sehne geschwört hat
„Dem Bogen des Fluchs, und ein Krieger's Weil nur.
„Der tödten m. a. h. der taumelnde Mensch ist:
„Wo der thierische Theil der Thaten anhebt.
„Da lasse sie lieber den Vorhang fallen.“

In diesem reinen und menschlichen Sinne ist denn nun hier (denn es ist nun Zeit, von der Anerkennung der Einzelschönheiten den Blick auf das Ganze der Composition zu wenden), so, sagen wir, ist hier eine der menschlich schönsten Heldenlagen unseres Stammes, sagen wir geradezu, die germanische Odysseeausgabe, behandelt. Das „Hildebrandlied“ führt uns zunächst nach Hohensalzburg, dem Hofe der Wälfinge, am Schwarzwalde, wo Frau Ute, die deutsche Penelope, ihres auf jahrelanger Heldenfahrt abwesenden Gatten Hildebrand treu und standhaft wartet. Wir wohnen dem Familientalhe über Habubrand's, des einzigen Sohnes, Vermählung bei, hören das gewichtige Wort, welches der alte Vater Heribrand dem Entel mitgibt, das wahre Motto aller ächten Lebensweisheit:

„Vertraut zu werden

„In gebulldigen Thierk die eignen Gebantens.
„Den unsern Geist die Götter vertrauen,
„Nur uns Teck und Genug in Trübsal und Rechen.
„Nur unser Glaube und oberstes Glück sein.“

Dann bringt Frenald, der Falke, ein Zeichen von dem todt geglaubten Helken und der wieder aufrollende Vorhang des nächsten Gesanges zeigt uns Hildebrand, wie Odysseus, im wüthenden Meer, auf scheiterndem Schiffe, an der nordwestlichen Felsenküste. Dem Worte getreu, welches er einst der sterbenden Grimhild gab, hat der Held sich aufgemacht, die in Norwegen gefangene Schwanhild, Sigfrid's und Grimhild's Tochter, den letzten Spröbling des Wälfungen-Stammes zu befreien. Er vollbringt das Werk mit Weisheit und Muth, von Horand, dem Harjner, unterstützt; und als nun an Jormuntet's Hof zu Dronkheim das Versöhnungsfest die Helden vereint, singt ihnen Horand die Mähr von der Ritelungen Noth und Untergang, von Grimhild's Rache, von Hildebrand's Geisterfahrt durch Himmel und Hölle. Den Schluß bildet die Heimkehr Hildebrand's, Horand's und Schwanhild's, Hildebrand's Zweikampf mit dem Sohne, der den Vater nicht erkennt, endlich die Vermählung Schwanhild's mit Habubrand, der soeben, als Lohn seiner Tapferkeit gegen die in's Land gefallenen Franken, die Burg — Hohenzollern als Siegespreis erhielt. Und weitestoll schließt dann der Gesang der Notizen:

„Geheiltes Haus,
 „Ich segnen verdirbt
 „Die lebenden Normen,
 „Die Welt zu neu fern!
 „So schicket nun fern!
 „Ihr Häden des Schicksals,
 „Das Fülle der Nacht mit,
 „Von Feld zum Meer!“

Das wird nicht allen Deutschen heute und morgen gefallen; dafür kann aber Jordan nicht. Aus der großen Zahl ergreifender Glangstellen nennen wir hier nur die Verjöhnung Hildebrand's mit Jormunret, die Brautwerbung Egel's um Grimhild, das Todtengericht über Grimhild. Einzelne Partien, wohl auch in der Sprache hier und da eine vielleicht zu ausgiebige Handhabung des dichterischen Propheten-Rechts, eine gewisse Verjöhnung und Ueberjöhnung der in die phantastischen Regionen von Himmel und Hölle verlegten Szenen (auf diejem Gebiete hält sich, joweit wir bekant, nur der alte Homer den Fuß sicher und den Geistesblick klar); dergleichen verschwindet neben so vielen Trefflichen. Die überall bemerkliche Einwirkung des homerischen Musters wird kein Vernünftiger dem Dichter zum Vorwurf machen, und selbst eine gewisse, allerdings sehr moderne und gar nicht homerische Reizung zu bereicher Reflexion würde uns, eben weil sie durchaus modern und unserer Stimmung entsprechend ist, für die nationale durchjchlagnende Wirkung nicht gefährlich erscheinen, wenn sich nicht von anderer Seite doch ein Bedenken erhöhe. Freilich trifft dasselbe nicht jowohl die Leistung des Dichters an sich, als gewisse Grundbedingungen, welche die Zeit seinem Werke entgegen bringt, resp. vorenthält. Wie steht es, müssen wir fragen, bei aller dieser Kunst, dieser Gedankenfülle, dieser gefunden und tiefen Lebend-auffassung mit den von Jordan selbst an anderer Stelle (in den epischen Briefen in der Gartenlaube) für die Entstehung des ächten National-epos als unerlässlich bezeichneten Forderungen? Hat unser uralter Sagenbesitz wirklich nie angehört, im Volke zu leben, so daß das Volk auch die Haupterlebnisse seiner weitem Geschichte mit den Gestalten, Väldern und Mähren dieses Sagenjchazes verjchmolz? Befindet unser Volk sich in einem Hauptnotenpunkte seiner Entwicklung zur führenden Weltmacht? Vollzieht sich endlich gegenwärtig in unserm Volke der Sieg einer neuern und höhern Gestaltung der Religion über eine unzureichend gewordene?

Wie uns bedünkt, trifft nur die zweite Be-

dingung vollkommen, oder doch beinahe vollkommen zu. Die Sonne des Siegs fehlt unserm Heldengejange nicht, wenn auch wohl „die führende Weltmacht“ vor der Hand nicht wörtlich zu nehmen ist. Bedrallicher dürfte es, manchem Zeichen der Zeit zum Trost, mit der dritten stehen, mit der religiösen Wandlung, wie sicher ihrer auch der Dichter zu sein glaubt. Wie er dieselbe sich denkt, dafür zeugen nicht nur einzelne Glangstellen, sondern Anlage und Geist des Gedichtes, vom Anfange bis zum Ende. Gleich einer heiligen Lohe glüht da überall der ächt deutsche Haß gegen das ganze verlagene, türkische, ausländische Pfaffenwesen, das sich in der Nacht der Jahrhunderte wie ein Wehlthau auf unsere Entwicklung gelegt hat. Janniges Naturgefühl, männlich-ferubige Ergebung in das unwandeltbare Weltengesetz, ein heroischer Kultus des Muthes, der Wahrheit, und — man erschreckt nicht — auch gelegentlich des süßten, praktischen, die Dinge fest anpaßenden Menschenverstandes durchzieht das Ganze, wie der nervenstärkende Hauch des nordischen Meeres.

„Rein grimmeres Loos, kein größeres Unglück
 „Kann befallen ein Volk, als dem Glauben der Väter
 „Mit verrathen Ranten entzissen zu werden!“

So ruft Jormunret, der nordische König, und so denken sie alle, die Ehrenhelden des Gedichtes. Selbst Egel, die Gottesgeißel, ist, wie wir vernehmen, nur durch die römische Reute zu dem scheußlichen Jerrbild gemacht, mit dem man unsere Kindheit erschreckte, während man uns verjahren lehrte

„Ten blätigen Karl, den verblendeten König,
 „Ten die Reiter des Grausels dann groß gelogert,
 „Weil er Tausende teuflich als Tausender Heuter“.

Es ist ganz der Gedanke Herders, des jugendlichen Herder, wie er z. B. in den Fragmenten zur deutschen Literatur sich ausdrückt. So „zieht der Dichter denn Anfang und Ende in Eins zusammen“, — in der Vermählung des modernen, wissenschaftlichen Gedankens mit der ahnungsvollen Ueberlieferung unseres Volkes schlücht er den Ring der Zeiten. In der einhellischen Anjchauung alles Seins verjöhnen sich die Gegenjähle, und an die Stelle der transzendentalen, egoistischen Sehnsucht tritt heitere Ergebung in das Nothwendige, das Aufgehen der Person im Dienst des Geschlechts und des Gedankens. Und wie spricht dieser leitende Gedanke in dem stolzen Nachwort sich aus:

„Wenn die Sterblichen steigen zu höhern Stufen
 Als sie je sich getant; wenn trennend, doch strebend
 Sie also Grenzen ein anderer Reiche
 Von den Unerlöhten, Völkern theider;

Tann schuldet die Welt des Schönen und Wahren
 Des alten Gebotes, die unvertreibbar
 Gutz blieben im Blut, und Süchte treibend
 Die Früchte geyrigt der Freiheit und Justit.
 Wenn die Erde dann endlich als ächtest Eden,
 Turch die göttliche Nacht im G. 'Se des Menschens
 Hoch übertrifft die Himmelräume,
 Dem deutschen Glauben dankt sie das Stüd."

Nun, nicht wir werden da widersprechen. Aber was wird die Menge thun, deren der volksthümliche Dichter doch bedarf? Steht es mit uns wirklich, wie mit den Griechen Homer's, denen der Dichter von Gottes Gnaden die alten Natursymbole des Cultus einfach zu Idolbildern des schönen Menschenthums umschaffen konnte? Die Kunst dürfte doch wohl weiter gähnen, welche heute die Führer des voran stürmenden Culturgedankens von dem Bewußtsein der Masse trennt. Jordan selbst wird es gemerkt haben, als er in den kühnsten und dunkelsten Stellen seines Gedichts die Spukgestalten Wahalls und Hals zu Trägern eines modernen Gedankens machte. Hagen und Voller mögen auf ihrer Todeswache noch so schön „monistisch" philosophiren, die weiße Edda mag den philosophischen Gedanken unserer Tage in noch so dichterisch-schöne Sprüche kleiden: für eine „homericische" Wirkung dieser Dinge ist die Zeit doch wohl nicht reif. — Und endlich: Kraft und eigen wie unsere Heldenlage und gewiß ist, ist sie auch heute noch wirklich lebendig im Volk? Wir unterschätzen wahrlich nicht den bedeutamen Zug, der seit drei Jahrzehnten die deutsche Kunst immer und immer wieder in jene Welt zurück führt. Aber von diesem Zuge der Dichter und Denker bis zum Wiederanleben der Sage in den durch Jahrhunderte sich selbst entfremdeten Massen ist's doch wohl noch recht weit. Es wird der poetischen Auferstehung der altgermanischen Herrlichkeit wohl noch eine Weile gehen wie der politischen und religiösen: Das Eis ist gebrochen, aber es kann noch viel böses Wetter kommen, ehe es Sommer wird. Doch das darf und wird unsern Tauf nicht schwächen für den Künstler, den Denker, den deutschen Mann, der auch in unfertiger, vorwrener Zeit den kühnsten Wurf wagte. Wenn sein Werk heute noch nicht so auf die Massen wirken sollte, wie er in prophetischem Schauen es hofft, so wird es sicher den Weg in immer weitere Kreise der Gebildeten, und — durch seine Formschönheit und sittliche Gesundheit — in die Schulen finden, und durch diese geht ja der Weg zu dem Volke der Zukunft.

fr. Krcassig.

Lyrik.

Neue Gedichte von Feodor Löwe. Stuttgart 1875. Conrad Wittvor.

Es giebt wenig Dichter von Beruf und unter diesen wenige, die den Glauben an ihren Beruf zu erhalten wissen. Ist den vielen Andern die dichterische Form geldüßig und haben sie „die Kunst erlernt", so verlieren sie nur zu oft diejenige Kunst, die sich nicht erlernen läßt. Sie warten nicht mehr auf die Günst des Augenblickes, da ihnen jeder Augenblick günstig erscheint, wo sie ein bloßes Reimbedürfniß empfinden. So verfallen sie dem Tönan des Verlesemachens, der um so gefährlicher ist, als er ihnen eine gewisse Unerchöpflichkeit verleiht. Daß es aber leicht ist, unerchöpflich zu sein, wenn es sich dabei gar nicht um — Schöpfungen handelt, sondern um Producte, deren Hervorbringung nur eine äußere Fertigkeit fordert, daran scheinen jene Dichter nie zu denken.

Die jüngsten Gedichte von Feodor Löwe sind ein neuer Beweis für die Wichtigkeit dieser Bemerkungen. In dem ersten Gedichtbände von Löwe (Stuttgart, Gotta'scher Verlag, 1860) finden wir Gedichte, die man leicht im Gedächtniß behält, wenn man sie einmal gelesen hat; in der neuesten Sammlung sind dagegen vorzugsweise solche, deren Aufbeahrung im Gedächtniß recht schwer sein dürfte. Man höre folgendes Gedicht, das mir beim Oeffnen des Buches zuerst in die Augen fiel:

Wanderbügel.

Wanderndes Gehebe streift
 In dem Nebelhauf.
 Obher als die Kugel recht
 Schwärmt es durch die Luft.

Streift ich heute Ithakbereit
 Schon amiesst genug.
 Gähnt mich noch zur Tümmertzeit
 Wolkenweiter Flug.

Ja, wohin der Schwarm entsteht.
 Keine Kugel noch;
 Zähmüß nicht er, wo sie weilt.
 Sie mir Irene brach.

Daß es in der Lyrik nicht die Gedankenfülle oder die Wichtigkeit der Gedanken ist, die den dichterischen Gehalt ausmacht, weiß ich; der echt lyrische Gehalt geht aus innerlichen Stimmungen hervor, für welche der Dichter durch eine eigenthümliche harmonische Ausdrucksweise unsere Mitempfindung weckt. Eben darum müssen wir aber diese Stimmung begreifen können, ihr muß immer ein klarer Sinn zum

Grunde liegen, ein gemüthbelebter Gedanke. Die obigen Verse haben indeß gar keinen Sinn und ich würde sie aus diesem einfachen Grunde nie behalten können, wenn ich sie auch zum Geburtsstag des Dichters lernen wollte. Löwe hält es wohl für eine Pointe, den Leser durch die ungeschickte Schluß-Wendung zu überraschen. Uebersetzungen aber sind nur zulässig, wenn es dem Dichter gelingt, unsere Erwartung danach angeregt zu haben; bringt er jedoch am Schluß eine Wendung, auf die wir nach dem Vorhergegangenen gar nicht gefaßt sein konnten, so ruft er nur unsere Verwunderung hervor und das ist ein sehr baldes Vergnügen. — An demselben Fehler leidet z. B. auch „Herbstrecht“. — Hüchtl bezeichnend für die Verschmäherei und ihre unglücklichen Folgen ist das nachstehende „Höllengual“ überschriebene Gedicht:

Flügel kriegen und Klavier
Wir zur Hölle tragen
Leber, unter, neben mir
Mit die Wochentage,
Aus dem Boden steigt empor,
Tuch die Tod' und Wände
Luft und Kinet mir in's Ohr,
Zoffenspiel ehn' Erbs.
Schwimmet judt mir durch's Gehirn
Bei dem Tongebirge,
Trin' ich Nischen und verwer'tu
Strunbber'schiedne Klänge.

Nun folgen noch vier Strophen, allerdings nicht in grundverschiednen Klängen, sondern in ziemlich gleichen. Dabei preist der Dichter den Sonntag, der ihn erlöse und labe, doch wartet er nur

bang der Stunde, da
Feierlocken schollen —
Montags häßlicher Musikta
Wieder zu verfallen.

Soll das etwa auch ein Gedicht sein? Man sieht deutlich, wohin das Reimbedürfniß selbst talentvolle Poeten führt; werden sie durch Klavierklimper geführt, durch einen Dubsack oder durch knarrende Lastwagen, so greifen sie flugs zur Leier und drücken ihren Schmerz in Tönen aus, die als der Widerhall jener unpoetischen Geräusche eine ähnliche Wirkung hervorbringen. Für solche und andere Fälle passen Weibels Worte: „Was Du nicht magst geistig fassen, sollst Du ungeschungen lassen.“ Freilich weiß der wahre Dichter auch dem Ungeistigen etwas Geistiges zu verleihen; mit Hilfe eines befreundeten Humors gelingt es ihm, den gemeinen Druck der Kleinwelt zu überwinden und das Alltägliche von jener Höhe aus zu zeigen, wo

wir den Staub des Profanischen in den Strahlen einer heitern Geistessonne spielen sehen.

In den freieren, den goethischen Hymnen nachgebildeten Rhythmen ist eine gewisse Pracht des Ausdrucks nicht zu verkennen. Es fehlt aber diesen schönen Worten oft an gedanklicher Bedeutsamkeit, welcher Mangel freilich wohl von den Vielen nicht empfunden wird, die Wortpompe für Poesie nehmen. Wozu der sinnliche Luxus im „Schöpfungsmorgen“, wenn die Schilderung der biblischen Auffassung widerstrebt und als ein bloßes Spiel der Phantasie erscheint? Die unbesangene Kainwelt der Sage hat Löwe verächtlich und an deren Stelle ist eine schönegeistige Darstellung getreten, an welcher nur der äußere Glanz zu rühmen bleibt. Im „Frühlings-Hymnus“ heißt es von dem „Götterjüngling mit morgenrothem Haar und warmem Sonnenblid“:

Reines wallenden Siegetkleides
Kastorei rauschende
Purpurne Säume
Streifen die Erde u. s. w.

Die prachtvoll rauschenden Säume eines wallenden Kleides vermag ich mir meistens nicht vorzustellen. Ebenso eigenthümlich sind die Verse:

Starrer Wurzeln
Schlangengebinde
Streift und beugt sich u. s. w.

Da können denn auch gefrorne Bäche fließen und rauschen. In der Welt der Lyriker ist dergleichen allerdings möglich. Die elegische Hymne „Mein Papagei“ gefaßt durch ihre harmlos freundliche Sinnigkeit, die nur stellenweise in's Ueberschwängliche umschlägt, denn die Stimme eines Papageis für die Stimme geliebter Kinder zu halten, dürfte wohl mehr den Empfindungen einer Papageimutter als den menschlichen Gefühlen entsprechen.

In einzelnen Gedichten wetteifert Löwe mit den berühmtesten „Schwafelsteinpöcklerischen Rusenhöhen“. Dazu gehören „Ungezählt“, „Geldher Zaubrer“, „Sturmcritt“, „Garfreitagnacht“, „Wurzrülein“, „Som Venz zum Winter“ (hier wird unter Anderm das purpurne Siegel eines Weises mit der Bluth des Abendhimmels verglichen!), „Zum 8. Dezember 1869“, „Frochkönig“, „Tod um Tod“ u. Die beiden ersten Strophen des Gedichtes „Ungezählt“ lauten:

Wissen nicht' ich woß — so sprach einmal
Die Geliebte mein mit glüh'nden Wangen —
Wie viel küßte Du in runder Zahl
Mir gegeben und von mir empfangen?

Viehchen, sagt' ich: lauchend in der Nacht
Steh am Himmel groß' und kleine Sterne.
Jimmer fern' ich mich an ihrer Bracht,
Toch sie zählen wollen liegt mir fern.

Der Dichter hätte besser gethan, seiner Geliebten die Abgeschmacktheit ihrer Frage durch eine noch abgeschmacktere Antwort begreiflich zu machen und damit wäre die ganze lyrische Erörterung fortgefallen.

Originell erscheint die letzte Strophe der „Garfreitagnacht“; sie heißt:

Und wenn der Stern des ew'gen Schönen,
Der Mond, durch Wolkenfäre bricht,
Steigt er Maria Magdalena's
Beichtäm, stäffen An Gesicht.

Bis jetzt haben die Poeten den Mond nur zu humoristischen Vergleichen mit menschlichen Gesichtern benutzt; ihn auch im Ernst einem edlen Antlitz zu vergleichen, dürfte eine Neuerung sein, mit welcher Lüge wohl nicht durchdringen wird. Wer könnte sich ohne Lächeln die Maria Magdalena mit einem Vollmondgesicht vorstellen? Wohl nur der Dichter, wenn er nicht nachträglich noch über seinen Einfall lächeln sollte.

Aus den zahlreichen Sonetten ist deutlich ein bestimmter Grundton herauszuhören: mit ganz unerschlichen Ausnahmen klingen sie mehr oder minder alle so, als wären sie gemacht und nicht gedichtet; einzelne sind freilich mit formellem Geschick gemacht. Es erscheint aber immer unverständlich, wozu gemachte Gedichte da sind und insofern ist es wenigstens zu loben, daß sich diese Unverständlichkeit bisweilen auch auf den Inhalt erstreckt und damit Jedem klar wird.

Als ein Romstrum von Prosa muß ich aus den „Dichtchen“ die Verse erwähnen:

Guten Morgen, mein Lieber, wo fehl's? Unpäßlich im Grunde?

Also begrüßte der Arzt heut mich, der treffliche Mann,
Nun, mal die Zunge heraus! Ei, ei, wie belegt! Ihr Züß and (solte der der Zunge?)

Eschreit nur gastrisch zu sein u. s. w.

Und was ist die Ursache der belegten Zunge des Dichters? Angeblich die Lectüre eines romantischen Buches. Wo ist da der Witz, wenn ich auch zugebe, daß es zu dem neuesten Entdeckungen gehört, sich durch eine Lectüre den Nagen in Wirklichkeit verderben zu können. Nebenbei beweist uns Lüge, wie er dann auch den geistigen Geschmack verliert und sollte er unter zu ungünstigen Verhältnissen wieder eine poetische Wankmalkung verspüren, so wäre zu wünschen, daß er wieder ohne Worte dichtete.

Auch die „Reinsprüche“ darf ich nicht mit Stilltschweigen übergehen. Sie haben fast alle den Vorzug, uns unbestreitbare Wahrheiten in's Gedächtniß zurückzurufen. Als Beispiel diene der Spruch:

Die Rose ist die rechte nicht,
Wenn ihr der Luft der Welt steht;
Es ist ein Lied das rechte nicht,
Wenn's nicht den Melodie besetzt.

Die Erinnerung an das charakteristische Merkmal wirklicher Rosen ist den vielen Nachahmungen gegenüber gewiß nicht überflüssig. Ein tieferer Geist offenbart sich in folgendem Spruch:

Zie Zwei ist nur ein doppelt Eins,
Toch so, daß nicht zu unterscheiden,
Welch' Eins das erste war von beiden
Im Einssein ihres Doppeltseins;
Gleichwohl, eh' sie in Zwei sich banden,
War jedes Eins für sich vorhanden,
Ein Zehn in sich, das zum Entzahn
Der höhern Ganzheit ist entstanden,
Um in ihr — für sie aufzugehen.

Es dürfte wohl noch längere Zeit dauern, bis man für dies neue Hexen-Zweimal-Eins ein höheres Verständnis gewinnen wird.

Daß es nicht möglich wäre, in dieser Klasse lyrischer Producte einige gute zu finden, will ich keineswegs bestreiten. Das werthvollste darunter ist das Gedicht „Silentium“. Es wäre schade, wenn es verborgen bliebe; es ist wirklich schön:

Zu jüctlich Kunstwert aus lauth' ichem Erz,
Du kleiner Gott auf meinem Fuße da,
Lagst in der Erde ein Jadrtaufent lang
Bei Schutt und Scherben, bis den Saaten schart
In dein Werkst ein glückiger Zufall rück
Und dich aus langer Nacht zum Dichte hob.
Woh' fert'ge Silberhände dich gefort
Und wenn du eigen einst, Mann oder Weib,
Wer rieth' es aus? Sie ruhn, wie du geruht,
Nun Staub beim Staub, um nie mehr zu erdahn.
Mein die dich mir gab, die konnt' ich gut,
Und lei' im Ohr mir heute leben noch
Die Worte, die sie weidend dabei sprach
Woh' Augen Eins und seelendoben Manag.
„Nimm, sagte sie, dies sanige Jod!
Geheimnißschwer das Vodenhaupt geneigt,
Legt es den Fänger seiner Rechten fest
Sich auf die Lippe, die ja lächeln scheint;
Der Gott des Schweigens ist! In goldenem Garm
Hält er das Glück, das einem Biegel gleich,
Wenn Schwaben ihm die Maschen löst, entweichert.
Nimm hin und läte, was nun dein gehört!“ —

Wohl mancher Kery san und beworte längst
Zeit jener Stunde; doch unilgbar steht
In meinem Denken, was sie damals sprach
Mit sanstem Wort, das flagekante Weib.
Die Zunge hielt ich allezeit im Jaum.

Nur mit dem kleinen Gott da stand' ich gern
Wohl dann und wann, wenn lei' die Tümmernag.

Die traute Epenwein der Tränenrein,
 Derab sich läßt und mir sein Horcher lauscht.
 Todh die Erinnerung, mehr und mehr erregt.
 Mein dankbewahrend Herz zu mächtig beugt
 Und Luft zu schenken mir die Junge läßt.
 Tausend mahnt der Gott; den Binger auf den Mund!
 Und schnell gehorcht' ich ihm, treu und geheim,
 Verhillend, was mich heut noch hoch beglückt.

Den Reiz einer verschleierte Liebe hat der Dichter hier in anmuthvollster Weise besungen. Zu den Gedichten, die sich wohl der Zustimmung Minervens erfreuen werden, zähle ich ferner noch „Das Kanzenreiter-Lied“, „Der Wanderbursh“, „Zwei Könige“, „An den Tod“, „Deine Hand“, „Sonst“, „Am Röhrich“, „Gute Stunde“ und „Stille Gewalten“. Auch „Solbarentrost“, „Die ehernen Würfel mögen rollen“, „Bei Nacht“, „Herbstregen“ und einige Strophen aus dem Prolog zu Uhlands Gedächtnißfeier enthalten Klänge, die an die frühere Dichterperiode von Löwe erinnern. Hätte sich der Verfasser nicht durch sein Formaltalent zum Versmachen verleiten lassen, so würden wir zwar anstatt einer Sammlung von über 300 Seiten nur wenige Blätter erhalten haben, aber dafür wäre Löwe ein Dichter geblieben. Der große Uhland ist ja fast noch mehr wegen jener Lieder zu bewundern, die er uns verschwiegen, als wegen derjenigen, die er uns offenbarte. Er schwieg, nachdem er Das hervorgebracht hatte, was er hervorzubringen innerlich berufen war. Und obgleich der naive Uhland sonst nicht nachzugeben ist, so könnten und sollten doch alle Dichter danach streben, dem edlen Meister in diesem Punkte zu gleichen. Es ist dann kein Unglück, wenn ihnen ein posthumer Kritiker den Vorwurf macht, daß es ihnen „an der starken Stromfülle poetischer Wohlbedenheit“ fehle; dafür haben sie nicht zu fürchten, in dieser Stromfülle unterzugehen.

Wilhelm Bacherl.

Literaturgeschichte.

Johann Peter Hebel. Ein Lebensbild von Georg Vöging. Karlsruhe. Nefflot 1875.
 Friedrich Reuter. Sein Leben und seine Werke. Von Hermann Ebert. Göttingen. Ovis 1874.

Es gibt kaum zwei deutsche Dichter, so verschieden und doch so zu einander gehörig, wie J. P. Hebel und Friedrich Reuter. Ist es doch schwerlich als Zufall zu betrachten, daß über Beider Leben und Wirken gleichzeitig zwei Werke wie die vorliegenden uns an den Büchertisch

gerathen und unwillkürlich zum Vergleiche aufzofordern.

So verschiedene Töne unsere beiden vortrefflichen Sängere anerkennen mögen, sie stimmen zusammen und treffen sich auf der unendlichen Tonleiter des Humors. Dieser aber hat seine Wurzel, im Gegensatz zur modernen pessimistischen Philosophie, in der Nacht des Gemüths, die Widersprüche des Daseins zu verschönern, die Leiden und Schmerzen zu überwinden, und über den Wolken immer die Sterne bei Nacht und die Sonne am dunkelsten Tage zu ahnen.

Bei welchem von den Beiden die Wolken dichter, die Leiden tiefer gewesen, das brauchen wir nicht auszusprechen. Es ist Jedem bekannt, daß Friedrich Reuter wie ein Märtyrer gelitten, sieben Jahre seiner Jugend im Kerker vertrauert, seine Gesundheit zugehebt hat. Er mußte daher wohl so zu lagen lauter auflachen, tiefere Saiten des Herzens erklingen lassen, um die schreienden Dissonanzen des Menschendaseins, wie er es hatte kennen lernen, zu überdönen und zur Harmonie zu vereinen.

Wenn der Norddeutsche Lacht, lächelt der Alemanne, hat jener den Jammer, so dieser die Erbärmlichkeit der Zeit und des deutschen Wesens und Lebens zur Folie seiner Darstellungen. Wer von Hebel nichts weiß, sondern nur die Alemannischen Gedichte und die Erzählungen im Rheinländischen Hausfreunde gelesen hat, der macht sich ein falsches Bild von dem Verfasser. Er wird es kaum glauben, wenn man ihm erzählt, daß der Mann, der den „Tod eines Lehrers“, die „Epistel an den Pfarrer Güntert zu Weil“ gebichtet, dieses unübertroffene Meisterstück feinsten Humors (nebenbei gesagt das älteste Gedicht Hebels in alemannischer Mundart):

Vetter Bog! Der Bammett (i muß ich's Klage)
 wird tägli

Liederlicher, füeler, veröffener . . .

daß er Lehrer und Pastor, dann Director eines Gymnasiums und Hofprediger, endlich Prälat in der Kirche, Pair in der ersten Kammer Badens, mit Orden und Gnaden bedeckt gewesen ist.

Wäre es nur behagliches Spiel, was der Mann gebichtet und geschrieben, so ließe es sich verstehen, aber es ist Herzblut in diesen Gedichten, es fließen wehmüthige Thränen verborgen hinter dem lächelnden Antlitz. Daher auch ihre Gewalt über's Gemüth, ihr bestrickender Zauber.

Ich erinnere mich noch lebhaft des überwältigenden Eindrucks, den die alemannischen

Gebichte auf mich machten, als ich sie zum ersten Male in die Hand bekam.

In dem Geburtsorte meiner Mutter, wo damals noch einige von ihren Geschwistern lebten, Onkel und Tanten also von mir, lustige Vettern und Cousinen dazu, hatte ich einen alten, sehr gelehrten Freund in dem Pastor Marcus Peterßen. Er besah eine große ausgewählte Bibliothek, die mir offen stand, die Poesie fast aller Völker war darin vertreten.

Gewöhnlich ging ich nach dem mehrstündigen March von Freie nach Zellingsstedt zuerst im Pastorat am Eingange des Dorfes vor, um Bücher abzulesen und einige neue zum Blättern oder Einbinden beim nöthigen Andrufen mitzunehmen. So fiel mir im heißen Sommer nach einer anstrengenden Tour einst der Hebel in die Hand, mit dem ich mich beim Vetter, nachdem ich mich gebürstet und gewaschen, im „Kantor“ auf's Anheben legte.

Ich habe manchen schönen Eindrud empfungen wie nur Der ihn empfängt, der undorbereitet und ungehört in der Einsamkeit wie ich aufwächst und plötzlich auf einen Faust oder einen Schild Harald stößt: aber einen solchen eigenhümlichen Zauber, nur zu vergleichen mit einem neuen himmlischen Dufte, wie mir die Vortüre der „Wiese“ und anderer Dichtungen Hebel's bereiteten, habe ich nur das Eine Mal erlebt und empfunden.

Dies ein Prälat und Pair mit Orden, Hofprediger und gar Höflich? Ich hätte den verlaßt, der mir das hätte weiß machen wollen, oder nur daß in solchem Manne das Holz steife es zu werden. Dichter! Dichter! und weiter nicht die Frage.

Doch die Frage drängt sich später auf, und es gehrt ein liebevoll eingehender, genau nachforschender, gut darstellender Biograph dazu, um den Widerspruch zu lösen.

Herz Längin erfüllt durch sein Buch über Hebel diese Aufgabe in hinreichendem Maße. Da erfährt man denn, in welch kümmerlichen Verhältnissen der Mann mit dem Auge für alles Schöne, mit dem warmen Herzen so lange gehockt, bis er selbst hätte verkommen können. Er gründet sich keine Familie. Seine Befolgung nach elfjährigem Dienste in der Kirche war der Art, daß er von seinem Bischöfen Vermögen, das ihm noch geblieben war, zupfen mußte. (V. S. 50.) „Als ich heitathen wollte, konnte ich nicht, und als ich konnte, wollte ich nicht“, war ein unter seinen Freunden bekanntes Wort. (V. S. 59.) Seine Jugendliebe war allmählig

im vergeblichen Harten abgekühlt, die schöne, einst bewunderte Gusslave Hedt blieb seine „allerwertheueste oder liebste Jungfer Gusslave“, und ein gierlicher Briefwechsel, der durch dreißig, vierzig Jahre bis zum Tode Hebel's anhielt, trat an die Stelle der auch von ihr erwarteten Heirat. Klingt es nicht wie bittere Ironie des Schicksals, wenn der Hofprediger in Karlsruhe ihr schreibt: „Ich habe seit vorgestern ein Käplein. Als ich heimkam, sah es vor meinem Fenster. Ich machte ihm auf und lockte es schmeichelnd herein, weil ich dachte, es sei nur auf eine Visite abgesehen. Bald aber merkte ich an seiner Demuth und hagen Gestalt, daß es dienst- und brodlos war.“ Und so behält er es, „ließ ihm aus meinem Kofthaus eine Milchsuppe heim holen. Dies ist das schönste lebendige Thier, das ich in meinem Leben hatte. Zuerst einen Igel in meiner Kindheit, dann einen Döselstint, dann einen Hund, dann einen Aelchalen, noch einen Döselstint, und jetzt das Käplein.“ (V. S. 56.) Armer Hebel! Denn es wird wohl nicht bedeuten, daß besriedigter Ehrgeiz ihm das verlorene Glück ersetzt, wenn er schreibt: „Seibem ich mit goldenen Köffeln esse und den Kaffer mit dem Hut unterm Arm trinke und alle Sonntag in die Cour fahre“. Auch ein segensreicher Wirkungskreis als Lehrer, Gymnasialdirector, als Prediger und einflußreicher Kirchenprobst fällt keineswegs das Herz dieses idealen Mannes aus. Es war die kaiserlose, die schreckliche Zeit, die auf Allen lastete. Hebel hat als Nachbar die Schrecken der französischen Revolution und Invasion, hat die Zeiten des graufamen Corvée erlebt. Für ihn und seines Gleichen gab es keine Hoffnung, sondern nur die Flucht aus der Welt. Zu Haus das Käplein und das Zubakspißli und im „Kofthaus“ oder Weinhäus das Zubakspißli und den Schoppen neben dem Scherz mit Freunden. Da gibt man Räthsel auf, erzählt Döndchen, ergeht sich in Witz- und Schlagreden, stiftet einen „Proteusler“-Club, in dem man sich unter sonderbaren Titeln und Namen anredet und in geschmackloser willkürlich verdrehter Sprache schriftlich und mündlich unterhält. „Verschwabhameln“ ist ein Wort aus diesem Vocabulär. Man gab dem Club aus als einen Bund geweihter Seelen zur Verehrung der ursprünglichen Schöpferkraft und zur Vertiefung in das unendliche Nichts! Der Altar des Ordens ist der Berg Welchen. Eine eigne Zeitrechnung wurde erfunden. (V. S. 49.) „Nach unfrem Geschmack ist es kaum begreiflich, sagt Längin (S. 102), wie Männer von Geist

und Bildung mit solchen Kappalien die Zeit vertreiben konnten, und das in einer Periode, wo blutige Kriege das Blut von Tausenden zerfließen und wo über das Wohl und Weh von Deutschland entschieden ward. Aber es lag in der Stimmung der Zeit. Die gebildeten Klassen hatten sich im Anblick der traurigen staatlichen Zustände, in der Unsicherheit der Verhältnisse und bei der Uebermacht der Gewalt und der Erfolglosigkeit jedes vernünftigen Wortes sammt und sonders den politischen Fragen abgewandt und sich um die geistigen Interessen concentrirt. Es war die Zeit da Schiller und Goethe nebst den besten Köpfen Deutschlands sich zur Herausgabe einer Zeitschrift vereinigten, deren oberster Grundsatz war, sich um keine „Staatsreligion und Politik“ zu kümmern, und sich ganz in das Reich des Schönen zu flüchten.

In dieser Gesellschaft lagte Hebel den Prälatenrod und die Orden ab, und wie ernst das Bedürfnis bei ihm war, das sieht man daraus, daß er mit einem würdigen Freunde eine Schweigerreise in einer Phantasieneiform macht, beide in Grau mit einer Art rother Fusarenmütze.

So geht er, wie später sein Colleague Reuter der Erbärmlichkeit des Lebens den Humor entgegen, und wie bei Jenem gelingt auch ihm die wirkliche Flucht erst ganz hinaus bis in wolkenlose Höhe, als er das Gebiet der Poesie entbrät. In's Wiesenthal geht's, zum Feldberg, in den Erdberschlag, in die sonnige wonnige Jugendzeit. So werden die Märtyrer zu Poeten und Propheten, wie es wohl immer geschieht. Denn nur aus dem Schmerze wird das Lied geboren.

Dies macht uns auch das Buch von Ebert über den kürzlich Hingekürbten, über den wir uns daher kürzer fassen, Nar. Man muß lobend anerkennen, daß dies Werk als Erstlingsarbeit und rasch entstanden, sehr wohl gelungen ist. Das Material ist mit Fleiß gesammelt, mit Vorsicht benützt, der Stil hat in den Schilderungen aus der Jugendzeit Reuters einen leisen Anflug von Humor, dem Gegenstand entsprechend, das Urtheil über Menschen und Verhältnisse ist bemerkenswerth ruhig und nüchtern. Ebert hat freilich vor Längin voraus, daß er mehr zu erzählen, für sein Bild tiefer Schatten zu verwenden hat, während Längin, indem er hauptsächlich als Hintergrund seines Helben eine langweilige, kümmerliche Zeit dem Leser vor Augen bringen muß, diesem mitunter etwas Gebuld zumuthet. Beide Verfasser aber verdienen den Dank der Leserkwelt.

Zeichnet sich Reuter aus durch Kraft und Frische, so Hebel durch Feinheit und Grazie. Darum hat Reuter keine Stärke in der Prosa, Hebel im Vers. Ersterer spricht auch Wilbrandt in seiner biographischen Skizze vor Reuters posthume 14. Band aus, der uns beim Schluß dieser Besprechung eben noch zur Hand kommt. Wilbrandt wagt es entschieden als der junge Schriftsteller Ebert ein vergleichendes Urtheil über die Schriften Reuters abzugeben. Dazu möchte es noch kaum an der Zeit sein. Ebert legt besonders den Ton darauf, daß Frey Reuter als Kleinbäcker in der glücklichen Lage gewesen, sich die Typen zu seinen Originalen zu sammeln. Man kann einfach auf seinen Gefühlsverwandten Charles Dickens als Londoner Kind hinweisen, um solche Bemerkungen schwach zu finden.

Wenn man bei Reuter an Dickens denkt, so bei Hebel an Robert Burns. Wie verwandt der Schotte dem Alemannen, das gewahrt man so recht, wenn man die Uebersetzungen aus Burns von Corvobi in Zürich (alemannischer) Mundart liest — Uebersetzungen, nebenbei zum Schluß gesagt, die nach meiner Meinung durch ihre Meisterhaft beinahe Alles übertreffen, was sonst die großen Meister Deutschlands in Uebersetzungskunst geleistet haben und die man als Ergänzung neben seinen Hebel aufs Bücherbrett stellen kann, während Reuter in seinem Leber auch schon heingegangenen Landsmann John Brinkman durch dessen „Gasperohm un it“ einen Nachfolger gefunden, der als bis jetzt der Einzige würdig in seine Fußstapfen tritt.

Hans Gröth.

Zur Kritik der Kritik.

Die Klagen über das Umsichgreifen des Cliqueswesens in der deutschen Kritik sind bereits Gemeinplätze geworden. „Lobst du meinen Juden, lob' ich deinen Juden.“ „Eine Hand macht die andere schmutzig.“ Zu diesen zwei Grundätzen noch eine gewisse Fingerfertigkeit, und man bringt es mit der Zeit zur Ranghöhe eines gefeierten Literaturschicks, der sich auf keinem Rebattonsstessel vorkommt, wie Methusalem in der Hegenküche:

Hier sit' ich, wie de König auf dem Throne.

Das Septer halt' ich hier, es fehlt nur noch die Krone.

Wieviel Kritiker giebt es in Deutschland, denen man zwei Wortwürfe ersparen kann: die übergebührende Begünstigung der persönlichen Freunde — die neidische Verfleinerung der persönlichen Feinde —? Ich befürchte, daß man

nicht das große Einmaleins zu Hilfe zu nehmen braucht, wenn man die Kunstfehler aufzählen will, die immer und überall, nach Amt und Pflicht ihrer richterlichen Stellung, ohne Ansehen der Person gerichtet, die überall und immer die Gerechtigkeit über die Rücksicht gestellt haben . . .

Die Entlastung der Anderen aber, die mit zweierlei Maß messen, war bisher stets mit großen Schwierigkeiten verbunden. Warum? Weil ein kontrollirendes Organ fehlte! Denn wandten sich vielleicht die Betroffenen an die Redaktion eines literarischen Fachblatts, so wurde ihnen der bequeme Bescheid, daß man sich um intern-persönliche Angelegenheiten nicht kümmern könne. — Als wenn es in der Literatur überhaupt persönliche Angelegenheiten gäbe! . . .

„Sie sollten“, schrieb uns einer unserer gefeiertsten Dramatiker „in Ihrem neuen Blatt eine Rubrik einrichten, in der 1) die unanständigen, 2) die ignoranten Kritik im Vaterlande bekämpft wird. Muß man sich Alles gefallen lassen, weil die Kritik weiß, daß man sie bisher nicht wieder zu kritisieren pflegte? Man bedecke jede Blöße auf, so lernen die Berufsleute objektiv werden, die Unberufenen macht man mundtot.“

Der Vorschlag kam unseren eigenen Reigungen verführerisch entgegen, und so eröffnen wir denn in der Abtheilung: „Zur Kritik der Kritik“ gleichsam ein Ayl für obdachlose Erwidierungen. Es ist Sache einer taktvollen Hauspolizei, diesem Ayl ebensoviel den Lärm und die Missethäter der Gehässigen, wie die gedehnten Klagestimmen einer nervenschwachen Autoren-Empfindlichkeit fern zu halten. Alles Subjektiv-Tendenzlose wird zu vermeiden sein, nur Beschwerden über thatsächlich-erweisbare Unbill und Ignoranz sollen Berücksichtigung finden, und durch die anmaßungslose Befolgung des Grundgesetzes, daß jede Partei nur einmal gehört wird, ist der Gefahr eines endlosen Hin- und Herstreitens vorgebeugt. Die Anonymität aber ist ausgeschlossen.

Wir glauben, daß bei lebendiger Theiligung der deutschen Schriftstellerwelt diese Rubrik unseres Blattes mächtig sein wird, um heilsam und belebend in die Weite zu wirken.

Miscellen.

Die S. 1 bis 6 mitgetheilten Gedichte von Friedrich Bodenstedt sind einer Gedichtsammlung des Meisters entnommen, die den Titel: „Eintehr und Umsthan“ trägt und im Verlag von Hermann Costenoble erscheinen wird.

Vom Herausgeber d. Bl. wird demnächst im Verlag von Ernst Julius Gantzer in Leipzig ein satirisches Werkchen: „Allerhand Ungezogenheiten“ erscheinen, worin auch eine Reihe von literarischen Epigrammen enthalten ist. Da diese ihrem Inhalte nach den „Kritischen Rundblicken“ sichtlich beizuzählen sind, so ist wohl hier der Abdruck einiger Proben gestattet:

Einem kritischen Dichter.

Von Pompos wird ein neues Stück gegeben,
Und der Poet mit Hoffnungsbeben
Dart, wenn des Beifalls Wegen steigen,
In Gnaden sich dem Volk zu zeigen.
Tsch, ach! der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Kein Ruf erschallt und kein Applaus.
Freund Pompos schreicht vernichtend nach Haas:
Vort schreibt er voller Mitterkeit
Als des Jahrhunderts strenger Richter:
„Nicht schön ist die heut'ge Zeit,
Herbergrünrufen große Dichter.“

An Heinrich Dünker.

In Dunkelheit verloren
Und ohne Ruh'
Die kläglichen Autoren
Gehäufest Du:
Tsch wer, o sprach!
Gehäufest Dich!

Hämmen-Graberer.

Der achte Poet, in Groß und Scherz,
Wollt' stets bewegen der Hörer Herz,
Die heutigen finden des Strebens Ende,
Wenn sie betrogen der Hörer Hände.

Aus Weinungen.

Kn's Werk, ihr deutschen Trauersdichter,
Hier winkt Euch ein erhabenes Ziel!
Es wird für fertige Gossäme
Gehast ein possend Trauerspiel!

Moderne Idyllendichter.

Kaiserei und Froh-Ruh
Ist keine ihrer Gaben.
N als in Wirklichkeit ist nur —
Ihr Wahn, Genie zu haben.

Verteidigung.

„Ihr Welt macht keine weite Route,
Ihr Scherz liegt nah!“ — Wie alles Gute!
„Was hilft' Ihr Witz ist wechselfler Welt!“
— Trum hab' ich ihn jauch nicht gekostet.

Aus unserer Briefmappe.

Wir eröffnen in dieser Rubrik den Lesern unseres Blattes ein gastliches Conversationszimmer. Hier möge Jeder zu Worte kommen, der nicht bloß reden will, sondern auch Etwas sagen. Hier möge sich hören lassen, wer einen fruchtbaren Wink oder eine kluge Anregung zu geben weiß, wer Etwas zu berichtigen oder zu ergänzen hat. Nur begründe der Inhalt seiner Ausführungen kein Anspruch auf Druckerchwärze; nur entspreche die Form derselben dem literarischen Umgangston. Gegen Hoch und Niedrig, gegen Freund und Feind soll dann unsere Gastfreundschaft die gleiche sein; und gewiß werden wir die Einsender, die es versuchen, sich einen Namen zu erwerben, vor Jenen bevorzugen, die es nicht verschmähen, einen erworbenen zu mißbrauchen. — Wir beginnen mit einem beachtenswerthen Schreiben von Hieronymus Kohn.

Herr Redacteur! Sie sagten mir einmal: „Es giebt Menschen, die so unnütz sind, daß ihnen die Natur eine Gebrauchsanweisung hätte mitgeben sollen.“ Dieses Wort steckt mir schon immer im Herzen, und seit Sie mir es sagten, steckt es mir immer im Kopfe. Ich übertrage es unwillkürlich nach Art der Stubengelehrten von Menschen auf Bücher — und als ich zur letzten Weihnachtszeit, zur Zeit der reichsten literarischen Leselust, den Laden des Freund Sortimenters betrat, wie ein Weinshakmeister zur Zeit der Weinlese gerne den Keller besucht, nicht um selbst zu trinken, sondern um sich die neuen Füllungen anzusehen, — als ich da den ungeheuren Vorrath neuen Lesestoffes bewunderte und durchstöberte, da wollte ich den mit Einordnen der „Waare“ beschäftigten Commis fast bei jedem einzelnen Stück nach der Gebrauchsanweisung fragen. Sind denn diese monotonen lyrischen Sammlungen und unsäglich albernen Kinderbücher alle zum Lesen da? Unmöglich! Das erkennt man, sobald man es einige Seiten lang versucht. Wozu also sind sie da? Wo ist die Gebrauchsanweisung?

Glauben Sie ja nicht, daß ich aus dem mürrischen Gesichtspunkt des blasierten Erwachsenen die Kinderbücher unsäglich albern finde. Ich verehere den Robinson Crusoe und seinen Freitag als Bilder meiner eigenen deutschen Vergangenheit noch immer fast ebenso sehr, wie die Bilder deutscher Vergangenheit von jenem Freitag, der als eine Art Robinson Crusoe einsiedlerisch in Leipzig oder Coburg lebt. Und über den „Struwwelpeter“ lasse ich gar nichts kommen — als meine Kinder, die mit ihm freilich arg zureichten. Nur ihnen gebe ich das Recht dazu. Ach, fühle ich denn nicht meines eigenen Daseins ganzen Sinn und Anstun, wenn der erste beste hergelaufene Hund die Lederwurst des Glückes frisst, während ich, der Freie, dem sie eigentlich bestimmt war, vom Leidensbett aus zusehen muß! Und schöpfe ich nicht hochmüthigen Trost, laubeshemäßen Dünkel aus demselben unsterblichen Werk, wenn ich, im Begriff den neuesten Romanstreiber zu recensiren, den Mann im mythischen Talar erblicke, von dem es heißt: „Da kommt der große Nicolas und steckt ihn in sein Tintenfaß“!

Auch, ich wußte mich vollkommen befähigt, Ihnen einen Literaturbericht über die neuesten Kinderbücher einzusenden. Hohes Honorar liegt oft im kindlichen Spiele! Aber der Fähigkeit und Empfänglichkeit kam der Stoff nicht entgegen. Die neueste Kinderbücher-Literatur hat vor der andern schlechten Literatur nur den Vorzug der Ehrlichkeit: sie wendet sich mitunter absichtlich an Solche, die nicht lesen können.

Wäre aber die kindliche Stimmung, die mich zu diesen vergeblichen Versuchen verleitete, nicht selbst werth, durch ein Buch befruchtet zu werden, durch ein Kinderbuch für Erwachsene? Es bliebe das letzte Buch, das man lesen will, wenn man sich sonst müde von der Welt abwendet, es würde den Cirkel des Lebens vollenden, das man mit einem Kinderbuch anfing und nun auch mit einem solchen schloß, und es brauchte deshalb, richtig gefaßt und verfaßt, keineswegs die blöde Kindheit des Alters zu repräsentiren. Es wäre jener Weisheit des Kindes voll, welche plötzlich verflummen muß, wenn ihm die conventionelle Weisheit des PFG-Büchleins aufgenötigt wird. Darüber gab mir ein Kind selbst Aufschluß. Ein vierjähriger Junge, als er eben die persönliche Bekanntschaft des A hatte machen müssen, sagte mir heimlich und vertraulich: „Ich finde das Lesen sehr sad.“ Ich dachte bei mir: „Du ahnungsvoller Engel, Du!“ Himmlische Weisheit des Kindes, welche mit einem einzigen Naturlaut den ganzen Inhalt des spätern Lebens vorweg erschöpft! Tiefe Weisheit verflummt, aber sie stirbt nicht, sie bedarf eines eigenen Buches, eines Kinderbuches für Erwachsene, um noch einmal zu Worte zu kommen.

Ein solches Buch wäre zum Beispiel eine Sammlung aller Kinder-Aussprüche, die des unbewußten Tiefsinns voll sind oder auf denen der Himmelsthan eines unwillkürlichen Humors blüht.

Nur selten und vereinzelt treffen wir eine Aufzeichnung kindlicher Weltanschauung. Ich erinnere mich, die merkwürdige, einen Abgrund von Sinn erschließende Frage eines Kindes gelesen zu haben: „Wissen die Spahen, wer sie sind?“ — Literarisch bekannt ist auch die himmlische Antwort eines hochjährigen Knaben auf die alberne Frage, ob das Schwimmbad, aus dem er eben nach Hause kam, auch Frauen zugänglich sei: „Ich weiß nicht, denn alle Leute, die dort waren, waren ausgezogen.“ Und irgendwo mitgetheilt wurde auch eines kleinen Mädchens Aeußerung, welche mir die ganze moderne Philosophie zu umspannen scheint. Die Kleine ging an der Hand ihrer Mutter über die StraÙe und weinte dabei ununterbrochen aus unbekanntem oder nur einem Kinde selbst bekannten Gründen. Die Mutter, die sich gar nicht mehr zu helfen wußte, führte das weinende Kind endlich vor den Auslagelassen einer Spielwaarenhandlung und zeigte auf eine der glänzend angekleideten Puppen. „Siehst Du, wie hübsch und wohlgezogen sie ist, sie weint gar nicht.“ — „Ja,“ erwiderte die Kleine, ununterbrochen weiter weinend, „weil sie nicht lebt, wenn sie lebte, so würde sie auch weinen.“

Wenn dergleichen Kinderweisheit in Büchern und Zeitungen nur selten anzutreffen ist — in jedem Hause, wo Kinder sind, sprudelt sie ungefragt hervor und wird unbemerkt vergeffen. Ich ging mit einem dreijährigen Bübchen, das des Sprechens noch nicht ganz mächtig war, an einer verchlossenen Kirche vorüber. Das Kind sagte: „Kirche zu! Der liebe Gott spazieren gegangen.“ — Ein fünfjähriges Mädchen, im Sommer von den Fliegen gequält, stellte sich zu einer an der Wand sitzenden und sagte: „Cuäle nie einen Menschen zum Scherz, denn er fühlt wie Du den Schmerz.“

Wie bemerkt, eine Sammlung von Kinder-Aussprüchen wäre ein Kinderbuch für Erwachsene, die geeignetste Ausfüllung der Weihnachtspause, die sich auch der härteste Lebensernst vergönnt.

Möge ich Ihnen am Ende dieses Jahres einen Bericht über derartige Bücher liefern können, wenn der Gedanke bis dahin nicht schon gänzlich vergeffen ist. Die Zeit läßt sich nachlagen, daß sie Rosen bringe und sie gewöhnet im günstigsten Falle Vergessenheit, in ihrem eigenen Interesse, damit man der falschen Rosen-Verprechungen nicht mehr gedenke.

Bestens grüßend Ihr ergebener

Hieronymus Kern.

